

# Schreibzeit Schweiz

ist ein Gemeinschaftsprojekt von



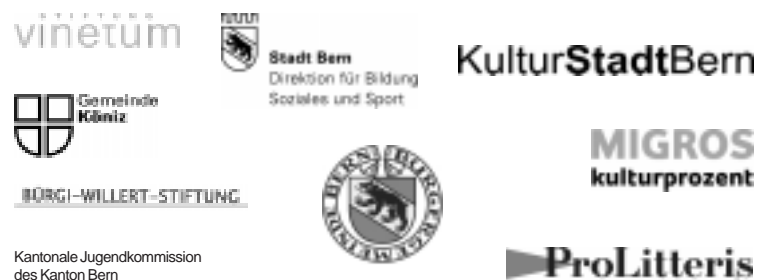
JUGEND LITERATUR-WERKSTATT CH



# ERSTDRUCK

6/08 TEXTE DER SCHREIBZEIT SCHWEIZ 2008

Für die freundliche Unterstützung danken wir:



Medienpartner:



#### Projektleitung

Carol Rosa, Astrid Tomczak (Kultessen, Bern)

#### Werkstattleitung, Betreuung

26. Juli bis 1. August 2008 in Bern-Köniz:

Martin Ohrt, Cordula Simon, Tina Uhlmann, Bettina Wegenast

#### IMPRESSUM

Herausgeber: Kultessen, Büro für Kulturproduktionen  
in Kooperation mit Jugend-Literatur-Werkstatt Graz  
3001 Bern, Postfach 7013  
hallo@schreibzeitschweiz.ch  
www.schreibzeitschweiz.ch  
www.literaturwerkstatt.at

Layout und Satz: Martin Ohrt

Fotos: Tina Uhlmann, Buchhandlung Stauffacher, Martin Ohrt

Druck: Servicebetrieb ÖH-Uni Graz Ges.m.b.H.

© bei den Autorinnen und Autoren

## VORWORT

---

### Das Kind in uns

Kinder und Jugendliche wollen sich ausdrücken, ihre eigene Sprache finden – möchten sich die literarische Welt spielerisch aneignen, Wörter erfinden, Sätze bauen, Stoff für Geschichten entdecken und ausloten.

Nur, wo können sie das, und wer begleitet, ermuntert und fördert sie dabei? Die Literatur-Werkstatt Graz. Gegründet von Martin Ohrt – vor 15 Jahren. Mit internationalen Wettbewerben hat sich die Literaturwerkstatt einen Namen gemacht und war diesen Sommer erstmals zu Gast in der Schweiz. Die Kultessen Bern, ein Büro für Kulturproduktion ([www.kultessen.ch](http://www.kultessen.ch)), durfte gemeinsam mit der Buchhandlung Stauffacher die erste »Schreibzeit Schweiz« in Köniz/Bern auf die Beine stellen.

Es war eine lohnenswerte Zusammenarbeit, deren literarische Früchte in diesem Band versammelt sind. Erstaunt sind wir – bei aller Bescheidenheit – von der Qualität dieser Früchte nicht. Denn wir wissen von unseren eigenen regionalen Schreibprojekten mit Kindern und Jugendlichen, dass die Jungliteratinnen – in der Mehrzahl Mädchen – nicht nur die besseren Zuhörerinnen sind, sondern auch die einfallsreichsten Erfinderinnen bezaubernder Geschichten

So haben wir schon oft erlebt, wie Kinderaugen leuchten – wenn sie Geschichten lauschen und noch mehr, wenn sie selber welche schreiben. Und es steigt die Erinnerung an die eigene Kindheit auf – an die wertvollen Abendstunden, wenn die

Mutter auf dem Bettrand sitzend eine Gutenachtgeschichte erzählte, die der Fantasie Flügel verlieh. Oder an die schulfreien Nachmittage – ob heisse Sommertage im Freien oder nass-kalte Herbststunden im gemütlichen Zimmer: Ein Buch war immer dabei. Ein Buch, mit dem sich die grosse weite Welt entdecken liess, die doch in Realität noch so weit weg war ... Später dann der Griff zu Bleistift und Papier, die ersten zaghaften Schreibversuche, Weltschmerz und Kinderträume, Abenteuer und Romantik. Die Faszination am Schreiben und am Geschriebenen hat uns bis heute nicht losgelassen. Und bis heute leben wir von den ersten Kindheitserfahrungen. Doch was wären wir froh gewesen, hätte es schon damals eine Literaturwerkstatt gegeben: Wir hätten noch mehr ausprobiert, uns mehr zugetraut.

Die 16 Kinder und Jugendlichen, die an der Literaturwerkstatt in Bern teilgenommen haben, haben vieles ausprobiert – und einiges verworfen, vieles angedacht – und manches kritisiert. Vor allem aber haben sie im Austausch mit anderen, Gleichaltrigen, neue literarische Welten entdeckt und von den Erfahrungen der Leiterinnen und Leiter profitiert. Wir freuen uns über die magischen, lustigen, traurigen, poetischen Geschichten, die in dieser Woche entstanden sind. Und fühlen uns ein bisschen in jene Zeit zurück versetzt, als die grosse, weite Welt uns noch zu Füssen lag. Ein schönes Gefühl.

*Astrid Tomczak-Plewka und Carol Rosa, Kultessen Bern  
Marianne Dilitz und Gina Tonet, Buchhandlung Stauffacher Bern  
Martin Obrt, Jugend-Literatur-Werkstatt Graz*

## VORWORT

---

### Vom Glück des Schreibens

»Puhh ... mir fällt nichts ein ...«, »Was soll ich bloss schreiben?« Solche in der Schule üblichen Stossseufzer waren während der Werkstattwoche »Schreibzeit Schweiz« nie zu hören. Im Gegenteil. »Puhh ... werd ich wohl fertig?«, »Ich hab da noch eine Idee, aber ich kann doch jetzt nicht wieder alles umschreiben ...?«

Während draussen ideales Sommerferienwetter lockte und das fröhliche Gekreisich Gleichaltriger vom nahen Freibad herüber schallte, wurde in der »Schreibzeit« konzentriert gearbeitet. Die Jüngeren verteilten sich mit Heften und Stiften meist im Grünen rund ums Pfadfinderheim, die Älteren richteten sich mit Laptops drinnen ein – manche im Grüppchen, einzelne ganz für sich. Und alle freuten sich, hier auf andere Jugendliche zu treffen, die einer ebenso ausgefallenen Leidenschaft frönen, wie man selbst: dem Schreiben.

»Wenn ich nichts Spannendes zum Lesen hab, mach ich mir selber was«, warf die jüngste Teilnehmerin einmal in die Runde. Eine andere fand, das Tolle sei, dass sie sich die Welt beim Schreiben so einrichten könne, wie sie ihr gefalle. Sich eine Welt erschaffen, den Figuren begegnen, die man selbst zum Leben erweckt hat, sich der Eigendynamik des Texts hingeben und eine Geschichte erzählen, die noch niemand erzählt hat – das Glück des Schreibens stand in dieser intensiven Woche vielen ins Gesicht geschrieben.

Inhaltlich wie stilistisch gingen die Jugendlichen sehr unterschiedlich an ihre Texte heran. Bei den Teenagern reichen sie von Liebesgeschichten und Standortbestimmungen über Fragen nach der Zukunft, nach der Befindlichkeit von denjenigen, die in ganz anderen, viel unsichereren Umständen aufwachsen müssen, bis hin zur Frage nach der eigenen Daseinsberechtigung. In der Gruppe der Jüngeren fanden auch Begegnungen mit fantastischen Wesen, abenteuerliche Exkursionen, die Erlebnisse eines Grashalms, einer Kuh oder einer eiteln Schlange und eine ganze Serie von augenzwinkernden Kinderstreichen statt.

Die Texte wurden den anderen in unterschiedlichen Entstehungsstadien vorgestellt und gemeinsam auf Tauglichkeit und Wirkung überprüft. Dabei waren die Kinder und Jugendlichen äusserst konstruktiv und bewiesen ein hohes Mass an Kritikfähigkeit. Dann wurde überarbeitet und überprüft. Nach einem kleinen Vortragscoaching fand schliesslich die öffentliche Lesung in der Buchhandlung Stauffacher in Bern statt, die von allen souverän bestritten wurde. Ein gelungener Abschluss!

Als Co-Leiterinnen der »Schreibzeit Schweiz« bedanken wir uns fürs faire Miteinander, für inspirierte und inspirierende Stunden und sind gespannt darauf, wie's mit dem Schreiben der Teilnehmerinnen und Teilnehmer weitergeht.

*Bettina Wegenast  
Tina Uhlmann*



**Schreibzeit Schweiz**

8-13 Jahre

### Vioblaro

Ich muss euch eine sehr komische Geschichte erzählen. Sie ist zwar sehr alt, glaube ich jedenfalls. Sie ist etwa 80 Jahre alt, meine Urgrossmutter hat sie noch miterlebt. Sie hat das dann immer weiter erzählt, und so ist sie jetzt bei mir, ich heisse Hanna. Aber nun zu der Geschichte. Moni, die Freundin meiner Urgrossmutter, hat sie erlebt.

Als Moni eines Tages im Bett lag, weil sie krank war, kam ihre Mutter ins Zimmer. Sie sagte: »Moni, du musst ins Krankenhaus. Ich und deine Familie werden dich jeden Tag besuchen.«

Moni weinte, und Mama tröstete sie.

Am nächsten Morgen erwachte sie im Spital. Mama stand neben ihr: »Deine Freundinnen kommen gleich.«

Und schon ging die Tür auf, und Monis beste Freundinnen kamen herein. Elsa, Marin, Jessy und Anna. Elsa trug einen Riesenblumenstrauss, Jessy einen Brief. Das alles übergaben sie Moni. Die Freundinnen bekamen noch einen Eistee, dann gingen sie wieder. Moni faltete den Brief auseinander, darauf stand:

Liebe Moni!

Gute Besserung und noch eine schöne Woche.

Es gibt übrigens einen neuen Glacestand.

Liebe Grüsse, Marin, Elsa, Jessy, Anna

Das wollte Moni haben: ein Glace. Aber sie war ja krank, sie musste warten, bis sie sich besser fühlte. Dieser Augenblick kam einen Monat später.

Sie wartete, bis die Nacht einbrach. Dann schlüpfte sie in ihre Hausschuhe und verliess das Zimmer. Ihr begegnete aber nur eine Krankenschwester, der sie sagte, sie müsse aufs Klo, und das musste sie auch. Die Krankenschwester sah Moni komisch an, aber sie ging weiter. Da rannte Moni schnell aufs Klo, oder besser gesagt, sie humpelte. Als sie fertig war, ging sie hinunter. Es war eine lange Treppe, die hinunter führte, Moni war schon in der Hälfte, als sie ihre Kräfte verlor. Sie verlor das Gleichgewicht, sie konnte sich aber genau in letzter Sekunde noch halten. »Geschafft«, sagte Moni. Sie lief weiter, da war sie schon auf der letzten Stufe angekommen. Sie ging den langen Flur entlang und gelangte zur Tür.

Sie trat hinaus und atmete die frische Luft ein. Es stank zwar nach Autos, aber irgendwie war alles anders. Moni ging auf der Hauptstrasse, sie lief in der ganzen Stadt herum, da kam sie zum Marktplatz.

Menschenleer sei er gewesen, das hat mir Mama tausendmal gesagt und immer wiederholt.

Zu der Geschichte zurück.

Eine Katze war über den Marktplatz geschlichen. Moni hielt den Atem an, sie hörte jemand singen, es hörte sich an wie »Bruder Jakob«. Moni war genau in die Richtung gelaufen, aus der die Musik kam. Sie bog die Strasse ab und ging in ein Nebengässlein. Da, was war das? Das Singen kam immer näher. Da sah Moni ein rot-weisses Tuch im Wind flattern. Es sah aus, als ob es ein Stand wäre, fand Moni. Da, jetzt stand sie direkt vor

einer singenden Frau im Alter von etwa siebzig Jahren. Es war ein Glace-Stand. Moni hatte ihn erkannt, weil es erstens danach duftete und zweitens so aussah wie ein richtiger Glace-Wagen.

Moni fragte die Frau, welche Glace es gäbe.

Die Frau antwortete freundlich: »Mango, Exotisch, Kirschen, Mandel, Kiwi, Kokosnuss, Pfefferminz, Vioblaro.«

Moni fragte: »Was ist das, Vioblaro?«

Die Frau antwortete: »Für die Gesundheit.«

Moni dachte: »Vielleicht werde ich ja gesund!«

Die Frau sagte, als ob sie Gedanken lesen könne: »Ja, du wirst wieder gesund.«

Sie streckte Moni die Glace hin, Moni hatte Geld bei sich, zehn Franken. Sie streckte es der Frau hin, aber die nahm es nicht entgegen.

Sie sagte: »Die Gesundheit geht vor!«

Dann war sie mit dem Glace-Stand verschwunden. Moni leckte an ihrer Glace: »Iiiihhh!« Sehr fein war sie nicht. Doch Moni spürte, dass es ihr besser ging. Mit jedem Schleck wurde ihr besser zumute. Als sie die Glace fertig hatte, war sie sehr aufgeregt, denn sie fühlte sich viel besser, besser als sonst. Sie fühlte sich gesund und munter. Sie ging verduzt, aber glücklich zurück ins Spital. Ihre Mutter empfing sie herzlich: »Wir haben dich schon überall gesucht!«

Als Monis Mama sah, dass ihr Kind gesund und fröhlich aussah, durfte Moni nach Hause. Weil Moni immer an diese Frau dachte, die ihr fast das ganze Leben gerettet hatte, hilft die Frau Moni bis heute noch.

## Die Spur

Es ist Winter. Ich stapfe mit den Winterschuhen durch die Stadt, denn seit gestern bin ich alt genug, um alleine in der Stadt herumzulaufen. Ich bin Detektivin, mein Notizbuch habe ich immer dabei. Heute sollte ich für meinen Bruder, der vier Jahre älter ist als ich, drei Fanta, fünf Cola und zwei Liter Mineralwasser einkaufen. Mein Bruder geht morgen picknicken, darum braucht er diese Dinge. Ihr fragt euch sicher: Im Winter Picknick?

Es ist Winter und hat viel Schnee. Es schneit und ist sehr kalt. Ich komme bei Melanie vorbei, sie ist eine Kollegin von mir. Wir gehen einfach aneinander vorbei, ohne »Hallo« zu sagen. Ich komme zum Coop. Es knurrt ein Hund, und eine Frau ruft immer: »Surprise!«

Ich suche zwei Franken aus den Hosentaschen und gebe sie der Frau. Ich hatte schon einige Male Surprise-Magazine gekauft, darum weiss ich, wie viel es kostet. Ich laufe dem Eingang entgegen, da rempelt mich ein Mann an. Er tut mir sehr weh!

Ich merke ihn mir. Schnell beschreibe ich ihn in meinem Notizblock. Ich schreibe viele Leute, die mir unsympathisch vorkommen, in mein Notizbuch. Das ist sehr schnell voll. Manchmal braucht es nur einen Tag, bis es voll ist.

Ich gehe durch die Tür und besorge mir einen Einkaufswagen. Schnell renne ich durch den ganzen Laden, bis ich alles habe. An der Kasse nehme ich mein Portemonnaie hervor. Aber vorsichtig! Denn mein Portemonnaie hat ein Loch. Ich zahle der Verkäuferin und gebe ihr eine Hunderternote. Da schnappt mir jemand das ganze Portemonnaie. Ich drehe mich um, sehe

aber niemanden. Ich denke nach. Da fällt mir ein, dass das Portemonnaie ja ein Loch hat. Ich muss also nur dem Geld folgen, besser gesagt der Geldspur. Schnell packe ich die Einkäufe in meine Einkaufstasche und gehe eilig durch den Laden und bin wieder auf der Strasse. Ich merke erst da, dass ich nicht sehr schnell rennen kann, wegen der Einkaufstasche. Ich laufe zu der Verkäuferin zurück und frage sie, ob sie mir auf die Tasche aufpassen würde. Die Verkäuferin ist einverstanden. Ich renne wieder auf die Strasse.

Als ich auf den Boden blicke, bemerke ich, dass keine Geldspur da war, aber eine andere. Nämlich eine Fussspur. Bevor ich eine stundenlange Verfolgungsjagd machen kann, muss ich mir zuerst einen Stein aus dem Schuh holen. Ich werfe einen Blick auf die Sohle meines Schuhs, dann auf die Fussspur. Die Sohlen sind gleich. Ich habe den Stein herausgeholt und renne der Spur nach. Ich merke, dass die Spur in direktem Weg in mein Haus führt, aber nicht ins Haus, sondern ans Haus, genau zu der Leiter, die an der Westseite angemacht ist. Ich steige hinauf und halte Ausschau nach Spuren. Als ich ganz oben ankomme, bin ich auf dem Dach. Ich sehe plötzlich im Schnee etwas funkeln. Ich hebe es auf. Es ist mein Geldstück. Ich stecke es wieder zurück in den Schnee, als Beweis. Ich sehe das offene Estrichfenster. Im Estrich ist Licht. Man darf hier nicht einfach hinauf. Denn ich glaube, da wohnt jemand, und ohne Erlaubnis darf man das nicht. Schnell rufe ich mit meinem Handy die Polizei. Sie kommt schon in drei Minuten. Sie schnappt sich den Dieb. Und ich bekomme mein Geld zurück, und mein Portemonnaie. Der Estrich ist jetzt leer, und das bis heute noch.

## Träume werden wahr

Rasen, Steine und ein Gartenhaus – einfach ein Traum.

Ein Gartenhaus mit Steinplatten als Zugang zu ihm. Es ist ein besonderer Ort. Mein Gartenhaus steht auf einer Wiese, die, umrahmt von den Steinplatten, alles zusammen wie ein Traum scheint, und ich kann nicht aufhören zu schwärmen. Ich heisse Julia und bin 20 Jahre und erst seit gestern hier. Dies ist meine erste und zugleich die schönste Wohnung, die ich je gesehen habe. Es plätschert ein Brunnen, die Tauben gurren und ich sitze in meinem Liegestuhl vor dem besten Gartenhaus der Welt und lese, schreibe, zeichne oder bewundere mein Haus. Da höre ich mein Handy klingeln. Oh, es ist meine Mutter, und sie fragt mich, ob ich eine Wohnung gefunden habe. Ich sage: Ja, die Wohnung der Träume.

## Er, er und er

Ich habe ein Bruder, er ist acht Jahre alt. Er geht in die zweite Klasse. VIELE LIEBEN ihn, mich nicht sehr viele. Als ich eines Tages wieder darüber nachdachte, wie viele ihn lieben, da fiel mir ein, dass meine MUTTER heute Geburtstag hatte. Ich habe dann einfach einen Blumenstrauss gekauft. Als mein Geschenk bei meiner Mutter war, tanzte sie im ganzen Haus herum, sie rief die ganze Zeit: ICH HAB DICH LIEB!

Ich war übergücklich, als sie das sagte. Ich schlief diese Nacht ausgezeichnet. Ich träumte noch lange von dem schönsten Tag meines Lebens.

## **Ich und meine Schwester Rosa**

### **Teil 1**

»Fred«, ruft meine Schwester Rosa, »Fred, wann machst du mit mir endlich wieder Streiche?«

»Gleich«, sage ich, »lass mir doch bitte noch fünf Minuten, dann komme ich, ich muss nur noch schnell Senf holen, den brauchen wir.«

»Okay«, sagt Rosa, »aber dann kommst du.«

Als ich den Senf geholt habe, sind die fünf Minuten um. Wir gehen zu Frau Schnöselberg. Bei ihr bestreichen wir die Türklinke mit Senf. Eine halbe Stunde später klingelt es an unserer Haustür. Es ist Frau Schnöselberg. Sie sagt, dass wir es waren. Wir waren es ja auch. Wir geben es zu.

Da sagt sie: »Na, weil ihr es zugegeben habt, gebe ich euch keine Strafe.«

### **Teil 2**

An einem schönen Montagmorgen spielten ich und meine Schwester Rosa Frau Schnöselberg wieder ein Streich. Es sollte jedenfalls einen geben. Wir beklebten nämlich die neu gestrichene Wohnungstür mit Papierherzen. Rosa und ich machten zwei Sprünge, und wir waren im Gebüsch gut versteckt.

Als Frau Schnöselberg zur Tür hinauskam, da sagte sie: »Das ist ja wunderschön! Wer war das wohl?«

Wir sprangen verblüfft aus dem Gebüsch und sagten: »Wir waren es.«

Da war Frau Schnöselberg begeistert. Sie gab uns zwei Karamellbonbons.

Das war ein guter Streich.

### **Teil 3**

Ich und meine Schwester Rosa sind am dritten Streich in diesem Jahr dran, und es ist erst der 2. Januar 1845. Es ist wirklich ein guter Anfang eines Jahres. Der dritte Streich geht so: Ich und meine Schwester Rosa schmeissen eine Haustür mit dunkelbrauner Farbe an, und das Opfer ist Frau Schnödle. Also dann, los geht's.

»Also, Rosa, du nimmst diesen Eimer Farbe und ich diesen. Oh, Frau Schnödle, Sie tun mir Leid. Wenn Sie das wieder wegkriegen, dann sind Sie eine Wunderfrau!«

Wir sind übrigens nur zwei Familien mit Kindern in unserer Stadt, und Frau Schnödle hat auch zwei Kinder. Jetzt hoffen wir nur, dass sie irgendwie ihnen eine Strafe gibt.

Am späten Abend klingelt es an unserer Tür: Frau Schnödle. Was will sie wohl? Uns eine Strafe geben? Ja! Wir gehen ins Spielzimmer. Unsere Mutter kommt auch. Die Strafe ist eine Woche Hausarrest. Nicht schlimm, der Wetterbericht hat gesagt: die ganze Woche schlechtes Wetter. So war ein weiterer Streich vorüber.



## Teil 4

Ich und meine Schwester Rosa fanden in einem alten Schloss ein altes Relief. Der Brunnen plätscherte noch wie im Jahr 1610. Unter dem Relief war ein Briefkasten. Rosa stieg auf den Briefkasten und fand dort einen Jahrgang: 1610, wie auf dem Brunnen. Rosa streichelte die Nummer, und es gab einen heftigen Knall. Rosa und Fred staunten.

Sie waren im Mittelalter, überall riefen die Leute: »Frau Schnödele!«

Fred meinte, diese Frau Schnödele sei eine Vorfahrin von unserer Frau Schnödle. Und sie war es auch. Das hiess für uns, dass wir wieder Streiche machen konnten.

Der Streich ging so: Ich und Rosa sagten zu Frau Schnödele: »Können wir etwas helfen?«

Da sagte sie: »Ja, sicher.«

Wir nahmen ihr zwei Körbe, die sie getragen hatte, ab. Und da kam mir in den Sinn, dass ich und Rosa eigentlich für unsere Mutter einkaufen sollten.

Da sagte ich zu Rosa: »Hier in deinem Korb hat es zwei Melonen, vier Bananen und acht Pfirsiche drinnen. Auf unserer Kaufliste steht: eine Melone, vier Bananen, zwei Pfirsiche, 120 Gramm Hackfleisch, sieben Würstchen und fünf Karotten. Und ich habe in meinem Korb 120 Gramm Hackfleisch, zehn Würstchen und zwanzig Karotten. Also bringst du eine Melone und sechs Pfirsiche zu Herrn Kadich und ich bringe drei Würstchen und fünfzehn Karotten zu Frau Caric, weil, dann haben wir Frau Schnödeles Lieferung an falschen Adressen abgegeben und dabei erst noch für Mutter eingekauft.« Das war der Streich.

Wir trafen uns um 10.10 Uhr bei dem Relief. Die Briefkästen waren weg. Wir waren ohne die Briefkästen zu klein, um an das Relief zu kommen. Ich sah bei dem Brunnen einen Jahrgang: 1845. Ich streichelte den Jahrgang, und es gab einen heftigen Knall. Wir waren zu Hause! Juhui! Das war wieder mal ein sehr guter Streich! Die zehn Euro, die mir meine Mutter mitgegeben hatte, die teilte ich mit meiner Schwester Rosa. Und meine Mutter war glücklich, dass wir die ganzen zehn Euro gebraucht hatten, denn sie hat nicht gerne Kleingeld.

## Teil 5

Ich und Rosa haben einen Minigolfplatz gebaut. Fast alle aus unserer Stadt sind gekommen. Und jetzt Herr Guttug auch. Er ist ein weiteres Streichopfer. Er ist mit jeweils einem Schlag bis zu Nummer Neunzehn gekommen, aber bei der Nummer Zwanzig, der letzten Nummer, da kommt er nicht weiter. Es ist eine Windmühle. Der Ball muss beim Eingang der Mühle hinein, Herr Guttug schießt, und der Ball geht in den Eingang, und ich schieße ihn wieder raus. Das war unser fünfter Streich.

## Teil 6

Ich und meine Schwester Rosa gingen in den Wald. Wir sahen Herrn Guttug, er war am Pilzesammeln. Der Korb stand gerade vor einem Gebüsch. Da kam mir ein Streich in den Sinn.

Der Streich ging so: Rosa lenkte Herrn Guttug ab in der Zeit, in der ich die Pilze nahm. Das sieben Mal. Herr Guttug

war jedes Mal enttäuscht, wenn die Pilze verschwunden waren. Doch nachher warfen wir alle in den Korb, und Herr Guttug war begeistert.

So war ein guter Streich gelungen.

## Teil 7

Ich und meine Schwester Rosa hatten schon den nächsten Streich im Sinn. Wir gehen zu meinem Freund Bastian. Er ist der Sohn von Herrn Hausler. Herr Hausler ist erst gestern in unsere Stadt gezogen. Er wohnt jetzt in unserem Wohnblock, und wir helfen ihm beim Umziehen.

»Also, Rosa, wir können gehen«, sagte ich.

Und wir gingen zu Bastian. Bei ihm warfen wir eine Spinne ins Bett. Als wir wieder zu Hause waren, da haben wir einen Schrei gehört. Das war Bastian, und unser siebter Streich.

## Teil 8

Ich und meine Schwester Rosa heckten noch etwas aus, und das ging so: Wir machten zuerst Klingelstreiche, und als es uns langweilig wurde, da machten wir einen richtigen Streich. Als ich drei Jahre alt war, da hatte ich gerne Plastikschlangen, und als wir uns daran erinnerten, da hatten wir die Idee. Wir sagten einem kleinen Jungen, dass wir eine Schlange im Gebüsch gesehen haben. Meine Schwester versteckte sich im Gebüsch, und als er vor der Schlange stand, warf meine Schwester sie ihm an. Da hatte er Angst und lief davon. Das war unser achter Streich.

## Teil 9

Ich und meine Schwester Rosa heckten einen weiteren Streich aus. Und der ging so: Ich und Rosa gingen zu Frau Schnöselberg. Und wir sahen, dass sie im Garten war. Da liefen wir zu ihr und sagten, dass all unsere Streiche uns Leid tun. Natürlich stimmt das nicht, aber wir sagten es, damit wir nachher einen guten Streich machen konnten. Und ich sah auch schon, dass bei Herrn Guttug auf dem Fenstersims eine Torte steht. Ich holte sie und warf sie an das Fenster.

Als Frau Schnöselberg das sah, da ging sie zu Herrn Guttug anklopfen und brüllte, dass die Torte von ihm an ihrem Fenster klebt, und da brummte er: »Das waren sicher wieder der Fred und die Rosa.«

Am nächsten Morgen klopfte es an unserer Tür, und es waren der Herr Guttug und die Frau Schnöselberg. Sie schimpften, dass wir die Torte an das Fenster geworfen hätten. Da sagten wir, dass wir keine Streiche mehr machen. »Und Ihnen, Frau Schnöselberg, Ihnen haben wir bereits gesagt, dass wir uns für alle unsere Streiche entschuldigen.« So kamen wir von einer weiteren Strafe davon, und unser neunter Streich ging auch davon.

## Die Party

### Teil 1: Die Entführung

Eine Party, das wäre jetzt schön. Ich bin Max und zwölf Jahre alt. Ich teile mit meiner Schwester ein Zimmer, wir liegen beide noch im Bett. Ich warte schon seit Wochen auf einen Brief, vielleicht kommt ja heute einer.

Beim Morgenessen klopfte es an der Tür. Ich sprang auf und ging zur Tür. Ich machte die Tür auf und der Pöster war da. Ein eingeschriebener Brief! Für mich! Ich war erstaunt: eine Partyeinladung!

Ach, ist das schön, eine Einladung, und ich bin nur so am Träumen von einer Fete oder einem Geburtstagsfest oder der Disko oder einfach so etwas, und jetzt eine Party! Am 11. 11. 2000. Der Elfte Elfte, das hat mir irgendetwas zu sagen, dass ich da nicht hin sollte. Und das ist ja heute und um 11.11 Uhr.

Ich gehe um 11.11 Uhr zu der Partyhalle in Köniz. Es erwartet mich niemand, es ist stinkeleer. Ich werde von hinten gepackt. Fünf Männer halten mich und bringen mich in ein Auto. Sie stopfen mir ein Tuch in den Mund, sodass ich nicht um Hilfe schreien kann. Sie fesseln meine Hände und Füße. Mir läuft der Schweiß nur so runter. Ich habe Angst, grosse Angst. Ich sollte auf mich hören. Jetzt weiss ich, wieso ich meinte, dass ich da nicht hin sollte. Seit zehn Jahren, immer am 11. 11., wurde ein Kind so reingelegt, und es wurde wahrscheinlich getötet. Die Polizei weiss bis heute nicht, wer es ist. Jetzt habe ich noch grössere Angst.

## Teil 2: Die Rettung

Max merkte gar nicht, dass ihm und den fünf Männern jemand nachspioniert hat. Es war ein Knabe, er ist auch etwa zwölf Jahre alt. Er fuhr auf einem Fahrrad Max und den Verbrechern hinterher. Er rief natürlich, als er beim Versteck der Fünf war, sofort die Polizei an. Natürlich wollten die Fünf, als sie die Sirenen hörten, fliehen. Doch sie waren umzingelt. Auf dem Polizeiamt erwartete den Knaben eine Belohnung von 10 000 Franken. Da fragte Max den Knaben, ob er mit ihm einen Detektivklub gründet.

Da hat er gesagt: »Ja sicher, ich bin DJ. Das ist eine gute Idee!«

Dann hat Max gesagt: »Mit diesem Geld können wir eine Hütte bauen, oder wir suchen uns einen alten Wohnwagen auf dem Schrottplatz.«

## Der Wetterkoffer

### 1. Kapitel: Ich packe meinen Koffer

Ich packe meinen Koffer. Meine Mutter sagte: »Trödle nicht so herum, mach' deinen Koffer fertig!«

Darauf motzte ich: »Bin ja schon dran.«

Meine Mutter wusste eben noch gar nicht, was in meinen Koffer kam. Ich packte nämlich Sonnenstrahlen ein, denn wenn es regnet, dann packe ich die Sonnenstrahlen aus, und dann habe ich Sonne. Ich packe auch Mond und Sterne ein, denn wenn es Wolken hat, dann pack ich den Mond und die Sterne aus und kann sie wieder sehen. Die Wolken kommen auch mit, wenn mir nämlich der Mond und die Sterne verleidet sind, da hole ich die Wolken raus. Der Regen muss selbstverständlich auch mit. Wenn es kein Wasser mehr gibt, dann hole ich den Regen aus dem Koffer und lass es regnen, dann haben wir wieder Wasser. Das ist aber noch nicht alles: Wind und Schatten müssen noch mitkommen. Jetzt habe ich alles.

### 2. Kapitel: Der leichte Koffer

Beim Beladen des Autos sagte mein Vater: »Dieser Koffer ist ja gar nicht gefüllt.«

Dann sagte ich: »Doch, er ist mit Sonnenstrahlen, Mond und Sternen, Wolken, Regen, Wind und Schatten gefüllt.«

Dann fragte meine Mutter: »Und saubere Kleider hast du auch?«

»Ja, ich meinte, du (meine Mutter) machst das«, antwortete ich.

Immer muss die Mutter an die Kleider denken! Das ist eine Schweinerei! Na gut, dann packe ich eben die Kleider ein.

»Du willst ja nicht die ganze Woche in den gleichen Kleidern herumhüpfen.«

So, wenn ich die Kleider gepackt habe, dann können wir gehen.

Jetzt gehen wir in die Ferien!

### 3. Kapitel: Die ein Meter lange Schlange

Als wir in Kroatien ankamen, regnete es. Da holte ich meine Sonnenstrahlen heraus und warf sie in den Himmel. Schwups, hatte ich Sonne. Wir gingen spazieren. Neben mir baute sich eine ein Meter lange Schlange auf.

Ich sagte: »Mutter, Mutter. Da ist eine Schlange.«

Meine Mutter stand unter Schock. Als wir Fotos und so gemacht hatten, sind wir weiter gelaufen. Auf dem Heimweg begegnete uns noch eine Schlange. Da kamen mir die Wolken und der Regen in den Sinn. Wenn ich die auspacke, dann könnte ich ja die Schlangen so verscheuchen. Und es hat auch geklappt. In der Nacht hatte es viele Wolken. Ich nahm den Mond und die Sterne hervor. Und ich sah wieder meine Sterne und meinen Mond. Am nächsten Tag war eine Hitze. Ich nahm meinen Wind und meinen Schatten hervor. Dann hatte ich einen schönen Wind und Schatten. Und so verbrachte ich ganz tolle Ferien in Kroatien, und meiner Mutter und meinem Vater hat es auch gefallen.

## Spielfigur

Eine wunderschöne Kirche mit mittelalterlichen Gebäuden und einem Schlossgarten rundherum, dort finde ich die Ruhe, die ich brauche, um zu schreiben. Dieser Platz inspiriert mich immer wieder von Neuem. Ich lege mich in den Schlossgarten zwischen die Blumen und versuche, deren Duft zu beschreiben. Vielleicht, denke ich, gelingt mir mit diesem Anfangssatz einmal eine vernünftige Geschichte.

*Ich lag mitten im Schlossgarten, zwischen Blumen, die einen so wunderbaren, zarten Duft verströmten, dass ich nicht anders konnte, als ihn genüsslich einzuatmen.*

Na ja, denke ich, dieser Satz ist schon einmal nicht schlecht. Aber wie soll es weitergehen? Vielleicht kann ich noch die Farben der Blüten beschreiben ... Ich versuche es mal.

*Die Blüten leuchteten in den verschiedensten Farben, von Orange-Rot zu Violett, von Gelb zu blassrosa oder weiss. Schade, dachte ich, als ich da lag und die Düfte einatmete, dass ich nicht hier, zwischen den Blumen, schlafen konnte. Ich hatte meiner Mutter versprochen, dass ich noch Hausaufgaben machte.*

Klingt das so halbwegs glaubwürdig?, frage ich mich. Irgendwie schon, denke ich, aber dieses *ich* könnte mir schon fast Leid tun. Wie nenne ich sie eigentlich? Jenny. Na ja, lasse ich Jenny ein wenig leiden.

*Ich hasste Hausaufgaben. Warum musste mein Mathelehrer mir immer so viele Hausaufgaben geben? Na ja, ich bin nicht er, dachte ich, und ich*

*muss mich nur darum kümmern, dass die Hausaufgaben gemacht werden.*

*Ich überlege. Nur darum kümmern? Ich glaube, ich streiche das nur wieder.*

*Nun ja, ich bin nicht er, dachte ich, und ich muss mich darum kümmern, dass die Hausaufgaben gemacht werden.*

Wenn ich das *nur* streiche, muss ich noch etwas anderes hinzufügen, sonst tönt es doof, aber was? Mal überlegen ... Ah ja, so mach' ich es.

*Na ja, ich bin nicht er, dachte ich, und ich muss mich darum kümmern, dass die Hausaufgaben gemacht werden, nicht, wie viele es sind.*

Ja, so klingt es besser, denke ich. Zurück zur Geschichte.

*Seufzend machte ich mich an meine Hausaufgaben. Brüche! So langweilig. Nachdem ich die Hälfte der Hausaufgaben gemacht hatte, gönnte ich mir eine Pause.*

Die hat Jenny auch verdient. Ich glaube, die Geschichte gelingt mir, denke ich voller Freude.

*Ich legte mich auf den Rücken, schaute zum Himmel hinauf und schloss die Augen.*

*Plötzlich stand ich mitten auf einer Wiese. Es regnete so stark, dass ich innert kürzester Zeit völlig durchnässt war. Es begann zu donnern. Ängstlich kauerte ich mich zusammen. Dann, plötzlich, sah ich nichts mehr. Das Letzte, was ich sah, war ein helles Licht, dicht gefolgt von einem lauten Knall.*

*Ein Blitz!*

Irgendwo habe ich einmal gelesen, dass ein Blitz entweder 30000°C heiss oder dass er 30000 km/h schnell sei. Doch ich bin mir nicht sicher. Ich glaube, ich schreibe nichts davon. Jetzt lass ich Jenny mal aufwachen ...

*Langsam öffnete ich die Augen. Dieser schreckliche Traum. Der zarte Duft der Blüten kitzelte mir in der Nase. Ich brauchte eine Weile, bis ich wieder wusste, wo ich war. Schnell machte ich den Rest der Hausaufgaben und ging nach Hause.*

Nun, die Geschichte ist kein Weltwunder, aber auch nicht schlecht. Eigentlich bin ich zufrieden. Ich packe meine Sachen zusammen und gehe, wie Jenny in meiner Geschichte, nach Hause.

## **Der besondere Platz**

Ich sass auf dem Boden. Vor mir lag ein circa eineinhalb Meter breiter Kiespfad, der in einem kleinen, verwilderten Garten endete. Auch links vom Pfad waren wild wuchernde Sträucher, verschiedene Blumen und jede Menge Unkraut. Es sah so aus, als ob sich die Birnenbäume an die Wand des Hauses lehnen würden, das direkt daneben stand. Das Haus musste einmal beige gewesen sein, doch inzwischen war es schmutzig und heruntergekommen. Auf der rechten Seite des Pfades stand eine nicht sehr hohe Mauer. Efeuranken kletterten empor, so dass die Mauer teilweise kaum noch zu sehen war. Vögel zwitscherten, und überall flogen Tauben umher.

Die Kirche war ganz in der Nähe, und wenn man einen Blick über die kleine Mauer warf, sah man auf den ersten Blick nur die grünen Blätter des grossen Haselnussstrauches. Doch wenn man genauer hinschaute, sah man drei prachtvolle, schön verzierte, wahrscheinlich uralte Grabsteine. Auch sie waren teilweise mit Efeu bedeckt. Die Inschriften waren kaum zu lesen. Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Wer da wohl lag?

Obwohl dieser Platz verwildert war und kaum gepflegt wurde, liebte ich ihn. Vielleicht auch gerade deshalb. Hier hatte ich meine Ruhe, konnte ungestört meinen Gedanken nachhängen. Niemand störte mich, wenn ich die Tauben beobachten oder den anderen Vögeln zuhören wollte. Alles war so ruhig, ausgesetzt.

Ich kannte fast niemanden, der freiwillig hierher kam, geschweige denn Stunden damit verbrachte, hier Vögel zu beobachten, zu grübeln oder zu lesen. Ich seufzte, als die Kirchenglocke läutete. 11.00 Uhr. Ich musste nach Hause. Ich verabschiedete mich von diesem Platz, indem ich noch einen letzten Blick über die Mauer zu den Gräbern warf, die diese seltsam, beinahe melancholische Stimmung hier nur noch unterstrichen. Im Weggehen hörte ich die Tauben gurren. Ich lächelte. Es kam mir so vor, als würden auch sie sich von mir verabschieden. Zu Hause angekommen, umarmte ich meine Mutter, ging zu dem grossen Bild an der Wand und strich dem Mann, der darauf abgebildet war, sanft über die Wange. Es war mein Vater. Er starb vor elf Jahren, als ich vier war. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass meine Mutter telefonierte, dann in Tränen ausbrach und ins Krankenhaus fuhr. Mich brachte sie, bevor sie aufbrach, zu unserer alten Nachbarin. Als meine Mutter mich holte, abholte, hatte sie rot geschwollene Augen und stand unter Schock. Als Frau Foser, die Nachbarin, fragte, was denn los sei, stammelte Mami nur: »Herbert ... Unfall ... weg, tot, aus!« Seit diesem schrecklichen Tag lachte sie nur noch selten. Anfangs hatte sie kaum gesprochen und nichts gegessen. Es dauerte lange, bis sie sich richtig erholt hatte.

Frau Foser wohnte inzwischen in einem Altersheim. Ins Haus von Frau Foser war die Familie Lochner gezogen. Sehr sympathische Familie, da waren wir uns einig. Doch ich wusste im Gegensatz zu meiner Mutter, wen ich am nettesten fand. Jace, den ältesten Jungen. Er war 15, genau wie ich.

Jace war anders als die anderen Jungen, die ich kannte. Ich hatte viele Kollegen, aber sie waren ganz anders als ich. Sie spotteten immer über meine Liebe zum besonderen Platz, wie ich ihn nannte. Jace hatte Verständnis dafür. Er war sogar schon manchmal mitgekommen. Dann sassen wir immer sehr eng zusammen, was ihm wahrscheinlich nicht auffiel, mir jedoch sehr wohl. Einmal hatte er sogar meine Hand gehalten.

Er mochte mich, das war klar. Aber ob er mich auch liebte? Ich wusste es nicht, aber hoffte es.

Eines Tages, als Jace und ich wieder zum besonderen Platz gingen, hing ich, wie immer, meinen Gedanken nach, er wahrscheinlich auch. Zwischendurch sprachen wir über Dinge, die uns im Moment beschäftigten. Eigentlich war alles wie immer, doch er benahm sich anders als sonst. Er hatte die Arme um den Körper geschlungen, und wenn ich ihn ansprach, war es, als ob er aus einem tiefen, traurigen Traum wieder in die Realität geholt wurde. Sein sorgenvolles Gesicht liess ihn verletzlich wirken. Als ich ihn, wie ich es so oft tat, von Kopf bis Fuss musterte, bemerkte ich, dass er Tränen in den Augenwinkeln hatte. Fragend schaute ich ihn an. Er schien meinen Blick nicht bemerkt zu haben. Vorsichtig berührte ich ihn an der Schulter. Erschrocken zuckte er zusammen.

»Hey, was ist heute los mit dir? Du weinst ja!«, meinte ich und versuchte, meiner Stimme einen ruhigen Klang zu geben.

Er schaute mich mit traurigen Augen an.

Ohne zu überlegen, legte ich ihm den Arm um die Schulter. »Du kannst mir vertrauen!«

»Ich weiss. Ich bin nur so ... geschockt! Meiner Mutter geht es nicht so gut. Sie hat irgendeine Krankheit, ich weiss nicht genau, was. Sie selbst behauptet, es wäre nicht so schlimm, aber ich glaube es ihr nicht. Wahrscheinlich muss sie bald ins Krankenhaus. Ich weiss nicht mehr, was ich tun soll! Ich helfe ihr, wo ich kann, doch sie wird trotzdem immer schwächer.«

Ich war entsetzt. »Hast du schon mit ihrem Arzt gesprochen?«

»Nein, meine Mutter will ja nicht ins Krankenhaus, deshalb hat sie auch keinen Kontakt mit ihrem Arzt aufgenommen. Ich habe ihr oft gesagt, sie soll zum Arzt gehen, doch sie weigert sich!« Er wirkte verzweifelt.

»Weisst du was? Am Besten gehen wir jetzt zu mir nach Hause. Dort kannst du dich zuerst einmal beruhigen. Danach erzählen wir meiner Mutter von der Sache und bitten sie, mit deiner zu reden. Vielleicht hört sie auf Erwachsene. Wir können deiner Mutter auch versprechen, dass du bei uns wohnen könntest, falls sie wirklich ins Krankenhaus müsste, okay?«

Er nickte wortlos und stand auf.

Wir gingen, ohne ein Wort zu sagen, zu mir nach Hause. Ich öffnete die Türe, rief »Hallo« und zog Jace in mein Zimmer. Auch er grüsste. Während er versuchte, sich zu beruhigen, erzählte ich meiner Mutter von seiner Mutter. Sie machte Jace einen Beruhigungstee, danach sprach sie mit Jaces Mutter. Was die zwei zusammen sprachen, wusste ich nicht. Meine Mutter kam nach circa zwei Stunden wieder. Sie berichtete, dass sie am nächsten Tag mit Jaces Mutter zum Arzt ginge, und dass

Jace, falls seine Mutter ins Krankenhaus musste, bei uns wohnen würde.

So weit kam es dann schliesslich doch nicht, denn Jaces Mutter hatte keine Krankheit, sie war einfach nur überarbeitet und völlig erschöpft.

Doch seit diesem Tag kam Jace beinahe jeden Tag zu mir. Meine Mutter wunderte sich anscheinend sehr, denn sie fragte mich, warum er so viel hier war. Ich antwortete darauf, er sei ein guter Kollege. Dann behauptete sie, ich würde ihn ganz anders behandeln als andere Kollegen. Darauf erwiderte ich nichts, doch ich sprach ihn darauf an.

»Hallo, Jace! Ich muss dir etwas erzählen. Meine Mutter fragte mich letztthin, wieso du so oft bei uns bist. Nicht, dass es sie stören würde! Mich natürlich auch nicht. Ich sagte, du wärst eben ein sehr guter Kollege. Dann sah sie mich so seltsam an, ich weiss auch nicht. Schliesslich meinte sie, ich würde dich ganz anders behandeln als andere Kollegen.«

»Und, was hast du geantwortet?«

»Nichts. Ich war irgendwie durcheinander. Klar, du bist mein bester Kollege, und klar, du bist etwas Besonders. Aber handle ich dich so anders?«

»Ich weiss nicht ... vielleicht schon, wir kennen uns ja auch besser. Aber dass das so auffällt?«

»Ja, schon etwas seltsam. Vielleicht denkt sie ja, dass wir zusammen sind!«

Wir schauten uns an. Dann begannen wir beide gleichzeitig, schallend zu lachen, so laut, dass die Tauben am besonderen Platz erschrocken davon flogen.

Als wir uns erholt hatten, meinte Jace plötzlich nachdenklich: »So absurd ist es eigentlich gar nicht.«

Ich war so überrascht von der plötzlichen Wendung unseres Gesprächs, dass ich unfähig war, ein Wort zu sagen. Schweigend nickte ich.

Am Abend gingen wir Hand in Hand nach Hause. Ich war überglücklich. Endlich wusste ich es: Er liebte mich!

## Unter dem Lindenbaum

Die Vögel zwitscherten, der Himmel war blau, und irgendwo flog ein Flugzeug über die noch unbelebte Stadt. Ich lag unter dem grossen, schönen Lindenbaum vor unserem Haus.

Ich schlief oft hier draussen, auch wenn es niemand verstand. Ich konnte es nicht einmal mir selbst erklären. Dieser Platz war irgendwie besonders. Er erinnerte mich so an früher! Ein Blick auf die kleinen, zierlichen Blüten genügte, und ich war wieder acht Jahre alt, sass mit meiner damaligen besten Freundin Lisa unter dem Baum und wir assen Kirschen ...

Lisa hatte sich stark verändert. Aus dem fröhlichen, immerzu lachenden Mädchen mit stets guten Noten und einer Schönheit, die alle anderen vor Neid erblassen liess, war jetzt eine mürrische, faule und schlecht gelaunte Tussi geworden. Hübsch war sie immer noch, mit ihren tiefblauen, ausdrucksvollen Augen, ihren blonden, glatten Haaren und einer modelähnlichen Figur. Trotzdem jammerte sie immer, sie sei zu schwer, wobei ich mir gut vorstellen konnte, dass sie mindestens ein Kilo leichter wäre, wenn sie sich nicht schminken würde.

Unglaublich, wie man sich in sieben Jahren verändern kann!



Jedenfalls war sie jetzt meine Erzfeindin, die mir mit allen Mitteln versuchte, das Leben schwer zu machen. Sie plauderte all meine Geheimnisse aus, die ich ihr einmal erzählt hatte, und behauptete Dinge über mich, von denen ich noch nie gehört hatte. Zum Beispiel, dass ich unsterblich in Valentin, den grössten Vollidioten der Schule, verliebt gewesen wäre. Sie und ihre Zicken-Freundinnen wussten genau, wie man mich blossstellen konnte.

Das war der normale Schulalltag, und ich wäre wahrscheinlich verzweifelt, wenn nicht der heutige Tag gewesen wäre.

Als ich zu der gerade aufgehenden Sonne blickte, überlegte ich mir, was Lisa und ihre Kolleginnen heute ausgedacht hatten, um mich zu quälen. Ich wusste es nicht.

Langsam stand ich auf, ging ins Haus und stieg die Treppe zu meinem Zimmer empor. Ich zog mich an und holte meine Schulsachen, wobei ich einen Blick auf die Uhr warf. Ich stöhnte auf. Es war 7.50 Uhr, und um 8.00 Uhr ...

Das schaffe ich nie rechtzeitig!, dachte ich verzweifelt. Ich rannte die Treppe hinunter, nahm einen Müsliriegel und schlang ihn im Gehen hinunter. Danach rannte ich so schnell wie möglich zur Schule.

Ausser Atem und mit hochrotem Kopf platzte ich ins Klassenzimmer. Doch vorne stand nicht, wie erwartet, die Englischlehrerin, sondern unsere Klassenlehrerin.

Sie warf mir einen Seitenblick zu, nickte, und meinte: »Clarissa, schon wieder zu spät? Heute lass ich es noch gelten, aber das ist das letzte Mal, okay?«

»Ja, Frau Kranz!«, erwiderte ich, immer noch atemlos.

Ich ging zu meinem Platz in der ersten Reihe.

Hinter mir flüsterte Lisa: »Schau, die hat einen Kopf so rot wie eine Tomate!«

»Ja, genau! Tomate, das passt! Rund und rot!« Lisas Freundinnen kicherten, genau wie Lisa selbst. »Schaut, wie sich ihre Hand verkrampft! Hat sie etwa zugehört? Oje, ich weiss, die Wahrheit ist bitter, Clarychen!«

Oh, diese blöden Kühe! Langsam drehte ich mich zu ihnen um.

»Ach, Isabella«, säuselte ich. Isabella war Lisas beste Kollegin, die, die mich vorhin rot und rund genannt hatte. »Ich bin grösser als du, das weisst du ja. Aber ich glaube, dir ist entgangen, dass ich trotz meiner Grösse leichter bin als du. Weisst du noch im Turnen, als wir uns wiegen mussten? Da frag ich mich schon, wer hier rund ist!«

Isabella starrte mich entsetzt an. »Du wagst es, mich rund zu nennen?«

»Aber, liebste Bella, natürlich wage ich es! Du sollst ja schliesslich die Wahrheit wissen!«

Isabella konnte nicht mehr antworten, denn Frau Kranz begann zu sprechen: »Also, jetzt seid mal still! Wir werden eine Neue in der Klasse haben, Johanna. Im Moment ist sie noch bei dem Direktor, sie wird in etwa zwei Minuten hier sein. Ich erwarte von euch, dass ihr sie freundlich begrüsst und dass ihr ein bisschen Rücksicht auf sie nehmt. Clarissa, sie wird neben dir sitzen. Kannst du sie vielleicht in der Pause herumführen? Sie war noch nie hier.«

»Ähm ... Natürlich!«, antwortete ich, ein wenig überrumpelt.

Als Frau Kranz nichts mehr sagte, begannen alle, wild durcheinander zu reden.

Dann klopfte es an der Türe. Augenblicklich verstummten alle. Frau Kranz ging zur Türe und öffnete sie. Neugierig schaute ich zu. Ein Mädchen mit Brille und ängstlichem Gesichtsausdruck trat ein.

Frau Kranz ging auf sie zu, schüttelte ihr die Hand und sagte: »Ich bin Dorothea Kranz, deine Klassenlehrerin! Du musst Johanna sein, stimmt's?«

»Ja«, antwortete diese schüchtern.

»Die mit den rötlich gelockten Haaren ist Clarissa. Du wirst neben ihr sitzen.«

»Oh Gott, du Arme! Mein allerherzlichstes Beileid!«, rief Lisa.

Oh nein, dachte ich entsetzt, wie ich sie hasse! Sie muss mir alles kaputt machen und meine kleinsten Hoffnungen zerstören.

Doch da meldete sich Johanna. »Also, wer auch immer du bist, ich bin froh, dass ich neben Clarissa sitze und nicht neben dir!«

Dann setzte sie sich grinsend neben mich. Ich war erstaunt, und vor allem bewunderte ich sie. Dass sich eine Neue so etwas traute!

»Danke«, flüsterte ich.

Sie grinste. »Nichts zu danken, ist ja Ehrensache! Wer ist das eigentlich?«

Ich seufzte. »Das ist Lisa. Wir waren einmal die besten Freundinnen, was man jetzt nicht mehr behaupten könnte, wie du sicherlich bemerkt hast. Die anderen sind Lisas Kolleginnen, alle gleich gemein. Richtige Zicken!«

Wir grinnten.

»Soll ich dir in der Pause die Schule zeigen?«

»Ja, gerne!«

Es läutete zur nächsten Stunde, und der Mathelehrer trat ein. »Wenn du Fragen hast, dann frag mich einfach, okay?«

»Klar, danke.«

Es war Abend. Ich lag unter dem Lindenbaum und dachte über den heutigen Tag nach. Ich blickte in die untergehende Sonne, dachte aber nicht, wie am Morgen, an Lisa, sondern an Johanna. Ich konnte es kaum glauben! Noch vor zwölf Stunden hatte ich keine Ahnung, wer Johanna war, und jetzt kommen wir so gut aus!

Vielleicht würden wir schon bald zu zweit hier liegen und in die untergehende Sonne blicken.

## **Ansichten einer eitlen Schlange im Zoo**

Ich schlängelte mich auf dem Laufsteg nach vorne. Kajal umrahmte meine Augen. Ein wenig traurig war ich darüber, dass ich weder Augendeckel noch Wimpern besass und dass folglich Lidschatten und Wimperntusche keinen Wert für mich hatten. Ich posierte mich zuvorderst auf dem Laufsteg. Die Leute applaudierten. Langsam öffnete ich die Augen, darauf gefasst, dass ich von 200 Augenpaaren der Zoobesucher beobachtet wurde. Ich behielt recht. Wie ich das hasste! Nicht einmal im Schlaf war man unbeobachtet.

Ich hörte durch die lästige Glasscheibe, die mich von den Besuchern trennte, und an der ich mir schon so oft den Kopf angeschlagen hatte, wie ein kleiner Junge sagte: »Mami, schau, die Schlange! Die ist aber schön!«

Pah, dachte ich, dieser Dreikäsehoch sollte mich mal nach meinem morgendlichem Bad und mit polierten Schuppen sehen, dann wüsste er, was schön bedeutet! Wahrscheinlich sah ich im Moment noch völlig verschlafen aus!

Sehnsüchtig dachte ich daran, wie schön es als Mensch sein musste. Als Frau konnte man sich schminken, die schönsten Kleider anziehen und einfach nur hübsch sein. Mir war das alles verwehrt.

Oft schaute ich neidisch zu den Frauen hinaus. All diese Haare ... wie viele Sachen man mit Haaren machen konnte! Verschiedene Frisuren, die schönsten Haarschnitte! Und ich hatte nicht einmal Haare ... Schlimm!

Ich fand, wir Schlangen hatten nur einen Vorteil gegenüber den Menschen. Wir hatten Schuppen. Schuppen mit den unterschiedlichsten Mustern drauf, Schuppen in allerlei Farben. Meine Schuppen waren besonders schön! Weiss glänzend, mit Leopardmuster ...

Die Menschen hatten alle so langweiliges, immer gleichfarbenedes, glattes Zeug statt Schuppen. Ich glaube, man nennt es Haut. Doch das war wirklich der einzige Vorteil ... Ach, als Schlange hat man es schon schwer!

Natürlich hatte ich wundervolle Augen und die schönsten Schuppen des ganzen Zoos, aber wie das alles mit ein wenig Schminke aussehen würde ...

Mit einem beinahe menschlichen Seufzer schlängelte ich mich zum Whirlpool, um mein morgendliches Bad zu nehmen.

## **Der letzte Gedanke**

Ich stand da, an die Wand gelehnt. Bis vor kurzem hatte ich mich noch sehr wohl gefühlt. Mein Blick glitt über den Boden, er war schwarz, und ein blauer Streifen war zu sehen. Ich bewunderte meine neuen schwarzen Schuhe, die bestens zu den schwarz-weiss gestreiften, auffälligen Socken passten. Hier, in der Disco, war es laut, doch viele Leute waren nicht da. Ich hatte meine neuesten Kleider angezogen. Ich hob meinen Blick vom Boden und schaute schräg nach oben.

Unfähig, mich zu rühren, stand ich da und starrte auf eine riesige, silberne Kugel, die unwahrscheinlich schnell auf mich zu schoss.

Das Schlimmste erwartend, schloss ich die Augen.

## **Der Club der Verbote**

Der Himmel war bewölkt, sodass man weder Mond noch Sterne sah. Es war drei Uhr morgens. Kein Laut war zu hören ausser dem Rauschen des Windes. Ich übernachtete bei meiner Cousine Claudia. Eigentlich sollten wir in unseren Betten liegen und tief und fest schlafen, doch wir waren draussen im Park. Eine Grille zirpte. Wir sassen auf dem Boden, zwischen uns hatten wir Kerzen im Kreis aufgestellt. In der Mitte des Kreises lag ein Blatt Papier. Wir wollten einen Anti-Verbote-Club gründen. Wir hassten Verbote aller Art. Kaugummis in der Schule sind verboten. Auf Dächer klettern ist verboten. In vielen Lagern ist es verboten, länger als bis um 10.00 Uhr aufzubleiben.

Verbote, Verbote und nochmals Verbote!

Claudia und ich hatten genug davon. Lange genug waren wir die braven Mädchen, die immer nur das taten, was sie tun sollten.

Darum waren wir auch mitten in der Nacht im Park, um den Club zu gründen, und nicht am helllichten Tag.

Es war verboten ...

Wir erzählten einander Witze, verbotene Sachen, die wir schon gemacht hatten, Verbote, die wir hassten, und schliesslich erzählte Claudia, dass ihre grosse Schwester einmal ein Blatt von der Schule mitgebracht hatte, auf dem alte Gesetze standen, die noch nicht aufgehoben wurden. Es war zum Beispiel verboten, sich auf offener Strasse die Nase zu putzen, weil man sonst die Pferde erschreckte. Genauso verboten war es, bei schlechtem Wetter Whisky zu kaufen, vielleicht, weil sich die Launen der Menschen meist dem Wetter anpassten, und bei schlechter Laune begannen die Leute bekanntlich zu saufen.

Wir lachten und wollten gerade unser mitgebrachtes Essen auspacken, da wurden wir von hinten gepackt. Ich wollte schreien, doch jemand hielt mir den Mund zu. Ängstlich schlug ich um mich. Auch Claudia wehrte sich, so gut es ging. Jemand stiess die Kerzen um. Das trockene Gras fing sofort Feuer; es hatte lange nicht geregnet. Einer der Angreifer fluchte, offensichtlich ein Mann. Er rief dem anderen Angreifer etwas in einer mir unbekanntem Sprache zu. Eine Frauenstimme antwortete auf Deutsch: »Ganz ruhig, Nico, okay? Halt du die Kleinen, ich lösche das Feuer!«

Die Frau ging auf das Feuer zu und versuchte es, auszutreten. Doch plötzlich schrie sie: »Hilfe, ich brenne! Nico, Nico! Hilf mir!«

Der Mann liess uns los und eilte zur Frau.

Ich stand wie gelähmt da. Claudia packte mich am Arm und zog mich weg. Ich schaute zur Frau. Sie hatte ihre brennende Jacke ausgezogen und untersuchte mit schmerzverzerrtem Gesicht ihre Brandwunden, während der Mann verzweifelt versuchte, das Feuer auf irgendeine Art zu löschen. Schliesslich gab er auf, und die Angreifer rannten ebenfalls davon, nicht ohne sich noch einmal nach uns umzuschauen.

Claudia und ich stolperten die Strasse entlang, ohne zu wissen, wohin. Irgendwie gelangten wir schliesslich zu Claudia nach Hause. Wir schlichen durch die offene Türe, hinauf in Claudias Zimmer. Kaum waren wir im Zimmer, da öffnete sich die Türe erneut, und Claudias Mutter kam herein. Wahrscheinlich hatte sie uns gehört. Als sie sah, dass wir beide noch angezogen waren, verlangte sie eine Erklärung.

»Ähm ... ähm ... wir«, stotterte ich mit rotem Kopf. »Wir sind aufgewacht, weil ich aufs WC musste. Ich bin über Claudias Matratze gestolpert und habe sie geweckt.«

»Und warum habt ihr noch Jacken und Schuhe an?«, fragte Claudias Mutter.

Ich schaute Claudia an.

Diese sagte: »Als ich aufwachte, sah ich im Park Licht. Zuerst dachte ich, es sei eine Lampe, doch dann sah ich, dass es Feuer ist. Wir wollten rausgehen und schauen, ob es wirklich Flammen sind. Du musst schnell die Feuerwehr rufen, es brennt!«

Claudias Mutter ging zum Fenster, schaute raus und rannte zum Telefon.

Der Brand wurde ohne Probleme gelöscht.

Am nächsten Tag gingen Claudia und ich zu meinem Nachbarn, der sich als »Privatdetektiv« bezeichnete. Zuerst wollten wir zur Polizei, doch die würden sich strafbar machen, wenn

sie unseren Eltern nichts erzählen würden. Herr Koller war ein alter Herr, der ganz und gar nicht zu dem Titel »Privatdetektiv« passte. Dennoch erzählten wir ihm von den nächtlichen Ereignissen. Als er uns fragte, was für einen Club denn wir gründen wollten, grinnten wir uns an. Das würden wir besser nicht sagen, denn dann würde Herr Koller einen Schock bekommen.

Als wir wieder nach Hause wollten, mussten wir ihm noch versprechen, dass wir nie mehr mitten in der Nacht hinausgingen.

Der Club der Verbote wurde nie gegründet.

## FLAVIA MARK

---

12 Jahre

### Louisas Lieblingsgeschichte

»Erzählst du mir von früher?«, fragte mich Louisa mit drängender Stimme.

»Aber ich hab dir schon oft davon erzählt«, widersprach ich, doch Louisas Schmollmund kann ich nie etwas abschlagen.

»Also gut«, gab ich schliesslich nach. »Wie du weisst, sind meine Eltern vor neun Jahren gestorben, damals war ich vier. Seitdem lebte ich im Waisenhaus. Mit fünf Mädchen, deren Namen ich vergessen habe, teilte ich ein Zimmer, das gerade mal genügend Platz für die Betten und einen kleinen Schrank bot. Das Haus war sehr abgelegen, bis zum nächsten Dorf musste man mindestens eine halbe Stunde mit dem Auto fahren. Aber das war keineswegs ein Nachteil. Wir konnten draussen spielen und lärmen, ohne jemanden zu stören.

Vormittags besuchte ich zuerst den Kindergarten, später die Schule. Wir lernten neben normalen Fächern wie Deutsch und Mathematik unter anderem auch Benimmregeln und Kochen.

In dem Waisenhaus lebten 56 Mädchen, kein einziger Junge, diese wurden irgendwoanders untergebracht. Je nach Altersklassen gab es verschieden grosse Klassen. Die meisten Lehrerinnen waren streng und schon alt.« Bei diesem Gedanken musste ich lächeln, alles hatte sich so sehr verändert. Jetzt freute ich mich immer wieder über Fächer wie Musik, die ich damals nicht kannte.

»Dann, am Mittag, mussten wir uns unser Essen selbst zubereiten. Das könnte bestimmt lustig sein, ich habe mich immer gefragt, was man mit ein bisschen Sahne alles anstellen könnte. Doch immer wenn ich daraus Figuren zu modellieren begann, meinte die mürrische, stets schlecht gelaunte Köchin: »Mit Essen wird nicht gespielt.«

Mit acht Jahren lernte ich Manuela kennen. Von Anfang an verstanden wir uns. Umso mehr freute ich mich, als sie zu mir ins Zimmer zog, obwohl wir uns jetzt darin fast nicht mehr bewegen konnten. Wir wurden die besten Freundinnen.

Eines Tages, da war ich neun, kamen Familien, die Kinder aus dem Waisenhaus adoptieren wollten. Das war schon das zweite Mal. Ich konnte diese Tage nicht ausstehen. Die Lehrerinnen bestanden darauf, dass wir unsere weissen Röckchen anzogen und uns von der besten Seite zeigten, damit sie möglichst viele von uns loswurden. Jedenfalls glaubte ich das. Natürlich war es eine Chance, aber ich hatte die Hoffnung bereits aufgegeben.«

Ich machte eine Pause und überlegte, wie ich die Ereignisse berichten sollte, dass es eine Sechsjährige wie Louisa versteht.

»Am Abend suchte ich, müde und erleichtert, dass der Tag geschafft war, nach Manuela. An mir war natürlich niemand interessiert gewesen. Die Lehrerinnen meinten, es läge an meinem verwilderten Aussehen oder an meiner frechen Art. Ich mochte mich, wie ich war. Ich fand Manuela nirgends und fragte deshalb meine Klassenkameraden. Diese waren dabei, Manuelas Bett auf den Flur zu schieben. Sie haben mir erklärt, dass Manuela jetzt mit ihren Adoptiveltern in Luzern wohnte. Ich habe geweint. Ich konnte nicht verstehen, wieso sie sich nicht von mir verabschiedet hat.«

Mitfühlend betrachtete Louisa mich mit ihren dunklen Augen. Ich hatte Mühe, nicht loszuheulen, obwohl ich Manuela schon so lange nicht mehr gesehen habe.

»Von diesem Zeitpunkt an wollte ich nur noch weg. Ich vermisste ihr Lachen, wie wir am Abend noch stundenlang geredet hatten und wie wir manchmal mitten in der Nacht im Dunklen Verstecken gespielt hatten. In einer heissen Sommernacht hielt ich es nicht mehr aus. Ich beschloss abzuhausen. Mit dem wenigen Geld, das ich all die Jahre gesammelt hatte, wollte ich nach Luzern fahren und Manuela suchen. Keine Ahnung, wie gross Luzern war, hatte ich! Meine wenigen Kleider und der andere Krimskrams, wie Fotos und mein Malblock, passten locker in die abgetragene Schultasche. Vorsichtig spähte ich in den Flur hinaus. Nirgends brannte Licht. Einen Versuch war es wert. Ich wusste, dass der Hausschlüssel immer in Frau Maurers Büro an der Wand hing. Schon so oft sah ich, wie sie damit am Abend die Haustüre abschloss. Das Büro befand sich im Erdgeschoss. So leise wie möglich schlich ich die Treppe hinunter. Geschickt wich ich den knarrenden Stufen aus. Das Büro war nicht beleuchtet. Tastend suchte ich die Wände ab. Da! Das musste er sein. Ja, die Tür liess sich problemlos öffnen. Erleichtert aufatmend, schlüpfte ich in die sommerliche Hitze.«

Ich genoss es, wie Louisa neugierig auf die Fortsetzung meiner Geschichte wartete.

»Bis zum nächsten Bahnhof musste ich ziemlich lange gehen, wie schon erwähnt, das Waisenhaus war sehr abgelegen. Für den Weg war ich in der Nacht zu müde, und deshalb legte ich mich schon nach kurzer Zeit ins Gras und schlief augenblicklich ein.«

Am nächsten Morgen wurde ich von den Sonnenstrahlen geweckt. Ich hatte keine Ahnung, wie spät es war, eine Uhr besass ich nicht. Jedenfalls musste ich schnell weg, bevor jemand mein Verschwinden bemerkte. So lief ich los und immer weiter, obwohl ich mich viel lieber wieder hingelegt hätte.

Endlich kam ich in einem Dorf an. An der Kirchturmuhre konnte ich die Zeit ablesen. Es war schon 14.00 Uhr. »Ob ich schon gesucht werde?«, hab ich mich gefragt.

So ging es tagelang weiter. Manchmal fuhr ich mit dem Zug oder ging zu Fuss immer in Richtung Luzern.

Doch eine ältere Dame machte mir einen Strich durch die Rechnung. Ich traf sie in einem Park. Sie sagte, sie würde mir etwas zu essen geben, ich sei so abgemagert, und ich glaubte ihr. Das war unvorsichtig.«

Das ist nun schon so lange her, und trotzdem erinnere ich mich daran, als ob es gestern gewesen wäre. Ich gehe im Zimmer auf und ab und erzähle schliesslich weiter: »Sie brachte mich geradewegs zur Polizei. Erst viel zu spät merkte ich, was sie in den Händen hielt. Es war eine Zeitung, und darauf war gross bei den Vermisstenanzeigen ein Foto von mir abgedruckt. Der Polizist stieg mit mir in ein Auto, in dem es heiss und stickig war, was zu dieser Jahreszeit nichts Besonderes war. Dadurch wurde ich müde und schlief schliesslich ein.

Als ich wieder erwachte, waren wir beim Waisenhaus angekommen, und alles nur wegen meiner Leichtgläubigkeit.

Frau Maurer begrüsst mich unwirsch und schickt mich in mein Zimmer. Auf der Treppe stiess ich mit einem jungen Ehepaar zusammen.

Die Frau hielt mich an den Schultern fest und sagte erwartungsvoll zu ihrem Mann: »Das ist sie.«

»Wieso ausgerechnet sie?«, hatte der Mann misstrauisch gefragt.

»Sie ist schmutzig und sieht so verwildert aus. Liest du keine Zeitung? Sie ist von hier abgehauen. Sie fühlt sich nicht wohl hier.«

Dieses Argument überzeugte sogar ihren skeptischen Mann. Anfangs verstand ich kein Wort, dann war mir klar, sie wollten mich adoptieren! Sie hatten den letzten Termin verpasst und wollten sich die Kinder heute ansehen. Sofort erledigte das Ehepaar alles Schriftliche und nahm mich mit nach Hause, wo ich schon von dir erwartet wurde.«

»Und genauso ist es passiert?«, wollte Louisa wissen.

»Genauso«, lachte ich.

## Die Rivalinnen

Ihr Name war Chantal, sie hatte lange braune Locken, und Julia konnte sie von Anfang an nicht ausstehen.

Es fing damit an, dass Frau Müller mit ihrem üblichen strengen Gesichtsausdruck die Klasse 7a betrat und eine bleiche, zierlich aussehende Schülerin mit sich zog. Julia war sofort klar, dass es Ninas Cousine war, die für ein halbes Jahr aus dem Ausland in die Schweiz gekommen war. Sie sah Nina sehr ähnlich, ausser dass ihr Haar um einiges kürzer war, und Chantal war viel schlanker. Nina gehörte nicht zu Julias besten Freundinnen. Sie war ein bisschen schüchtern, was man von ihrer Cousine nicht gerade behaupten konnte. Melanie war Julias beste Freundin, und zusammen hatten sie sehr viel Spass, vor allem, seit sie nebeneinander sassen.

Mit starkem französischem Akzent stellte Chantal sich vor: »Mein Name ist Chantal, und ich stamme aus Frankreich. Ich bin in die Schweiz gekommen, um besser Deutsch zu lernen, meine Hobbys sind Gitarre spielen, Leichtathletik, Freunde treffen ...«

»Das reicht, vielen Dank«, wurde sie von Frau Müller unterbrochen. »Du kannst dich neben Melanie setzen.«

»Aber ich sitz doch schon neben Melanie«, protestierte Julia empört.

»Du kannst hier vorne am Einzelpult Platz nehmen«, entschied Frau Müller, ohne die Miene zu verziehen. »Es gehört sich nicht, neue Schüler alleine sitzen zu lassen.«

Mit einer triumphierenden Geste scheuchte Chantal Julia zur Seite und warf ihren Rucksack auf den Stuhl.

»Dumme Kuh«, fauchte Julia wütend.

»Ach, lass sie doch«, wollte Melanie sie beruhigen und half Chantal, auf Frau Müllers Befehl ihre Hefte auszupacken. »Sie kann ja nichts dafür.«

Die Mathematikstunde zog sich endlos lange dahin.

Als es endlich zur Pause läutete, war Julia noch nicht einmal bis zur Hälfte mit dem Kurztest fertig. Niedergeschlagen gab sie ihr Blatt ab.

In der Pause hatten sich einige Schüler um Chantal versammelt und hörten zu, wie sie von ihrem grossen Haus an der Seine schwärmte und zwischendurch schallend lachte. Julia sah aus einiger Entfernung zu und beobachtete, wie auch Melanie sich zu den Neugierigen gesellte. Was ist denn so interessant an der?, fragte sich Julia.

Als die Pause schon fast fertig war, schlenderte Melanie auf Julia zu, doch diese tat so, als würde sie es nicht bemerken.

»Was ist eigentlich mit dir los?«, wollte Melanie wissen und wickelte sich ungeduldig die Haare um den Finger. »Du bist so was von eifersüchtig, dabei seid ihr euch so ähnlich. Sie mag auch Krimis und hat in Paris sogar ihren eigenen Detektivklub.«

»Ich und eifersüchtig?«, rief Julia laut und rannte ins Schulhaus, denn es hatte im selben Moment geläutet.

Heute war wirklich nicht ihr Tag, aber sie ahnte noch nicht, dass der morgige noch viel schlimmer sein würde.

Als Julia am nächsten Tag von der Schule nach Hause kam, wurde sie schon von ihrer Mutter erwartet. Sie sass, den Kopf in den Händen vergraben, am Küchentisch.

»Gut, dass du da bist«, seufzte sie und nahm die verdutzte Julia in den Arm. »Dein Vater liegt im Krankenhaus. Die Bank wurde überfallen, genau, als er sein Geld einzahlen wollte. Der Verbrecher hat ihn gestossen, und jetzt hat er eine Kopfverletzung. Ich wollte nur noch auf dich warten, aber nun gehe ich sofort zu ihm.«

Julia nickte nur, sie war vor Schreck sprachlos.

»Warte hier auf deinen Bruder«, riss ihre Mutter sie aus den Gedanken. »Ich ruf euch an, wenn er aus seiner Bewusstlosigkeit aufwacht.«

Julias Mutter rief um 21.00 Uhr an, obwohl der Vater noch nicht zu sich gekommen war. Sie würde erst spät heimkehren, und ihre Kinder sollten ohne sie essen. Beide hatten jedoch keinen Hunger. Julia ging schon früh zu Bett, lange lag sie noch wach.

Am nächsten Morgen läutete Julias Wecker schon um 06.30 Uhr. Zuerst glaubte sie, alles nur geträumt zu haben, doch dann entdeckte sie einen Zettel von ihrer Mutter, auf dem stand: Ich



bin wieder im Krankenhaus. Frühstück müsst ihr euch selbst machen. Normalerweise hätte sich Julia darüber aufgeregt, doch sie konnte ihre Mutter verstehen.

Wegen des Unfalls hatte sie gar nicht mehr an Chantal gedacht. Das änderte sich schlagartig, als sie den Pausenhof betrat. Melanie winkte Julia aufgeregt und kam auf sie zu gerannt.

»Hast du es schon gehört«, keuchte sie ausser Atem. »Die Bank wurde überfallen, und Chantals Bruder war dabei, und jetzt will sie unbedingt den Verbrecher schnappen.«

»Das schafft die doch nie«, meinte Julia verächtlich. »Mein Vater war auch dabei, und ich habe schon eine heisse Spur.«

Das Zweite war gelogen, doch Julia bereute es kein bisschen, denn hinter ihr war Chantal aufgetaucht und hatte offensichtlich alles gehört.

»Pah«, machte sie nur eingebildet und stolzierte davon.

»Du bist unmöglich«, beschwerte sich Melanie über Julia und rannte Chantal nach.

Doch Julia war nun fest entschlossen, den Täter zu stellen, und das vor Chantal.

Am Nachmittag hatte die Klasse 7a keinen Unterricht. Julia nutzte die Gelegenheit, um sich die Bank näher anzusehen. Sie war keine zehn Minuten weit entfernt. Aber vor der Tür fiel ihr ein feuerrotes Fahrrad mit weisser Schrift auf. Es war das von Chantal. Vorsichtig spähte Julia durch ein kleines Fenster. Die Französin gestikuliert wild mit den Händen und redete lautstark auf einen Angestellten ein. Offensichtlich erhielt sie die gewünschte Auskunft, denn sie nickte zufrieden. Julia entschied, dass sie besser nicht gesehen werden sollte, und duckte sich hinter einem Himbeerstrauch.

Als Chantal weg war, betrat sie selber das Betongebäude.

»Entschuldigen Sie«, bat Julia. »Können Sie mir sagen, wer gestern hier gearbeitet hat?«

»Du bist heute schon die Zweite, die das wissen will«, gab der Angestellte genervt zurück. »Also gut. Nur Herr Kohler war da, aber jetzt lass mich bitte arbeiten.«

»Vielen Dank«, sagte Julia betont höflich.

Nun wollte sie nach Hause fahren und im Telefonbuch seine Adresse suchen, um ihm ein paar Fragen zu stellen. Plötzlich erkannte sie gleich neben ihrem Fahrrad eine kleine Karte. Darauf stand: Tierpraxis Andreas Müller, Fuchsgasse 12, 9000 St. Gallen. Vielleicht hatte sie der Gangster hier verloren, aber das war höchst unwahrscheinlich. Die Karte könnte jedem gehören. Trotzdem radelte sie in die Fuchsgasse, denn wenn sie jetzt noch Herrn Kohlers Adresse suchen musste, würde ihr Chantal zuvorkommen.

Das Haus Nr. 12 war klein, und als ihr geöffnet wurde, sah sie ein gewöhnliches Wohnzimmer.

»Entschuldigung, eigentlich wollte ich zur Praxis, ist die nicht hier?«, fragte Julia die Frau, die ihr geöffnet hatte.

»Doch natürlich«, erwiderte die Frau und führte sie ins Haus.

»Das habe ich gefunden«, erklärte Julia und zeigte auf die Karte.

»Oh, das ist aber seltsam«, sagte die Frau nachdenklich.

»Diese Karte gibt es erst seit Montag, und ich habe sie erst einem Kunden gegeben. Sein Name ist Herr Klausen, und sein Dobermann hatte eine Scherbe im Fuss.«

»Was?«, kreischte Julia erschrocken.

Ihre Mutter hatte ihr erzählt, dass der Verbrecher einen Dobermann dabei gehabt hatte.

»Ich muss jetzt gehen«, stammelte Julia und rannte aus dem Haus.

Wie viele Männer mit einem Dobermann gab es wohl? Jedenfalls musste sie unbedingt zu ihm. Die Adresse herauszufinden war kein Problem, aber was sollte sie sagen, wenn er öffnete? Nachdenklich fuhr sie zum Sonnenweg und merkte dabei nicht, dass sie verfolgt wurde.

Herr Klausen hatte eine Glatze und ein mürrisches Gesicht. Er wirkte verschlafen. »Was willst du?«, fuhr er Julia unfreundlich an.

»Ich weiss, dass Sie es waren«, platzte sie plötzlich heraus.

»Ach ja.« Grob zog er sie ins Haus und schlug die Tür hinter ihr knallend zu.

Also ist er es, dachte Julia. Doch nun nützte es ihr nicht mehr viel. Sie wurde in eine Abstellkammer gestossen, und hinter ihr wurde abgeschlossen. Ängstlich tastete sie die Wände ab und suchte vergebens nach einem Fluchtweg. Würde sie hier vergammeln? Der Raum war heiss, und sie bekam fast keine Luft mehr. Sie schrie um Hilfe, bis sie heiser wurde, doch es nützte nichts. Die Wände waren zu dick.

Von ihrem Versteck aus hatte Chantal alles beobachtet. Einen Moment war sie wie gelähmt, dann rief sie die Polizei. Nach einiger Zeit hörte sie endlich die Sirenen.

Auch der Verbrecher hörte die Sirenen. Rasch wurden sie lauter. Er musste flüchten. Die Tür war zu auffällig, und man würde ihn bestimmt sehen, also kletterte er aus dem Fenster. Er konnte ja nicht ahnen, dass er von einem französischen Mädchen beobachtet wurde. Während er geduckt durch eine Wiese schlich, gab Chantal per Handy der Polizei Hinweise, wo er sich befand. Schon bald war er umzingelt, und Chantal liess sich erleichtert ins Gras fallen.

## Sechs Monate später

»Tschüss!«, verabschiedete sich Julia von Chantal und umarmte ihre Freundin.

»Und ihr kommt mich besuchen?«, fragte Chantal hoffnungsvoll.

»Klar«, antwortete Melanie lächelnd.

Inzwischen waren die drei die besten Freundinnen. Die Polizei hatte Julia befreit, und der Bankräuber sass hinter Gittern. Auch ihrem Vater ging es wieder besser, doch nun musste Chantal wieder zurück nach Frankreich.

»Los, sonst verpasst du den Zug«, hetzte Chantals Tante, die in St. Gallen wohnte.

Seufzend trug Chantal ihren Koffer in den Zug und setzte sich in ein leeres Abteil. Wild winkend, fuhr sie davon. Melanie und Julia blickten ihr noch lange nach. Es waren sechs aufregende Monate gewesen.

## Bär mit Heimweh

Das ist es – mein erstes eigenes Revier. Zufrieden blicke ich mich um. Eine kleine Höhle, welche von einer Gruppe Nadelbäume umstellt ist, und ein klarer Fluss, der sich ins Tal hinunter schlängelt, befinden sich in nächster Nähe. Hier würde ich endlich wieder Fisch vor die Schnauze bekommen. Bei meiner langen Reise hierher hatte ich mich vor allem auf Schafe spezialisiert. Ich bin mir sicher, dass es den Besitzern nichts ausgemacht hat. Vermutlich haben sie es gar nicht bemerkt, denn ich habe mich sehr zurückgehalten und nur wenige, aus grossen

Herden, verspeist. Erst jetzt spüre ich, wie müde ich bin, und beschliesse, mich erst mal ein bisschen auszuruhen.

Durch einen lauten Knall werde ich aus meinem Wachschlaf gerissen. Instinktiv beginne ich sofort zu rennen, dabei werfe ich einen Blick zurück. Zweibeiner nähern sich! In den Händen halten sie röhrenförmige Gegenstände, die in der Sonne schwarz glänzen. Kleine Pfeile schießen daraus heraus, die ich sofort als Gefahr betrachte. Ich weiss selbst nicht, wieso. Vielleicht liegt es an dem schleichenden Gang der Zweibeiner oder an deren plötzlichem Auftauchen.

Ich erhöhe mein Tempo, aber der Fluss versperrt mir den Weg. Wenn ich ihn durchqueren würde, wäre ich zu langsam.

Ich kehre um und renne bis auf den hohen Hügel, bevor ich mir eine Pause gönne. Sie sind weg! Da ich diesen Platz geeignet für die Nacht finde, lege ich mich ins Gebüsch und warte auf den Schlaf.

Lange kann ich nicht einschlafen. Immer wieder muss ich an meine Mutter denken. Sie hat mich vor Gefahren in anderen Gebieten wie diesem gewarnt. Wie ich sie vermisse! Einen Moment lang hätte ich mich am liebsten auf den Weg in meine Heimat gemacht. Aber das ist wohl keine gute Idee, alle würden mich auslachen, schliesslich hatte ich oft mit diesem Gebiet angegeben. Ausserdem würde ich nie wieder ein so schönes Revier finden. Sicherheit geht vor, beschliesse ich nach langem Nachdenken. Vielleicht werde ich meine alten Kollegen gar nicht treffen? Vielleicht werde ich es gar nicht bis in meine Heimat schaffen? An das Zweite will ich lieber nicht denken.

Jetzt bin ich schon etliche Wochen unterwegs. Meine Tatzen schmerzen, das Hungergefühl nimmt jede Viertelstunde zu, trotzdem kämpfe ich mich weiter.

Plötzlich vernehme ich ein unnatürlich lautes Rascheln aus dem Gebüsch vor mir. Etwas Grünes liegt dahinter. Oh nein, das können nur Zweibeiner sein!

Sofort lege ich einen Sprint hin. Immer wieder höre ich Knalle hinter mir. Geschickt weiche ich den kleinen Geschossen aus, doch plötzlich schießen alle gleichzeitig, und ich kann weder nach rechts noch nach links flüchten. Da spüre ich, wie sich ein Pfeil in mein Hinterbein bohrt, und breche zusammen. Vor mir wird alles schwarz.

Langsam öffne ich die Augen und warte auf den Schmerz. Nichts. Dafür höre ich leise Stimmen. »Schnell. Bevor er aufwacht«, flüstern sie. Ich fühle mich ganz benommen, als wäre ich gerade aus einem tiefen Schlaf erwacht. Das war es! Sie mussten mich betäubt haben. Schläfrig hebe ich den Kopf. Die Zweibeiner steigen in einen riesigen Kasten, der auf runden schwarzen Dingen davon rollt. Erst jetzt sehe ich mich genauer um. Ein Dutzend Lerchen versperrten mir rechts den Weg. Ich kann es nicht glauben. Als ich ein neues Revier suchte, sind sie mir auch aufgefallen. Meine Heimat befindet sich ganz in der Nähe!

Zuversichtlich laufe ich der aufgehenden Sonne entgegen.

## Kutschenfahrt in die Vergangenheit

Ich sehe ein rotbraunes Tor mit zwei rundlichen Fenstern links und rechts. Rechts davon schmücken bunte Blumen den Kiesweg. Über dem prunkvollen Eingang wurde in einer ein wenig verschnörkelten Schrift 1724 eingraviert, vermutlich das Baujahr. Zwei Treppen führen auf beiden Seiten über das Tor. Mit einem Holzdach sind sie vor Regen geschützt.

Wenn man sie besteigt, hat man eine wunderbare Aussicht auf das Schlossgelände. Drehe ich mich nun um, sehe ich eine Tür, welche mit einem Schloss gesichert ist. Dennoch ist sie einen kleinen Spalt offen, und ich kann in der Dunkelheit eine Treppe erkennen. Hier hat früher die Schlossfamilie gelebt. Unten, in einem kellerähnlichen Raum, war genügend Platz für die Kutsche. Diese war mit ihren kunstvollen Schnitzereien und den roten Samtkissen eine der schönsten dieser Zeit. Heute werden darin unter anderem Getränke gelagert.

Hier hat früher die Tochter der Adligen oft gespielt. Sie trug ein blaues Gewand mit Rüschen an den Armen und einen grossen schmuckvollen Hut, der sie an heissen Tagen wie diesem vor der Sonne schützte. Ihr Lieblingsplatz war das hölzerne Gartenhaus, welches sogar eine eigene Hausnummer besass. Aber kaum war sie dort angekommen, wurde sie von ihrer Dienstinne zurückgerufen. Sie sollte sich für das Fest, das zu Ehren ihres Vaters, des Grafen, gefeiert wurde, bereit machen.

In der Küche roch es schon nach dem frisch geschlachteten Lamm, als die Dienstinne der Tochter der Adligen namens Cassandra ein wunderschönes weisses Kleid reichte, sie frisierete und einen noch grösseren Hut darüber stülpte.

Mit einem höflichen Knicks verabschiedete sich die Dienstinne und verschwand.

Cassandra hingegen rannte vorfreudig ins Freie und beobachtete andere Adlige, die fröhlich zu der Musik eines Orchesters tanzten.

Heute aber ist der Platz leer, und nur leises Gemurmel dringt an diesen Ort.

## Zimmernummer 316

Wieder einmal sitze ich gelangweilt in meinem Büro und blicke auf Bilder von Tieren und Musikgruppen, die an den Wänden hängen. Gleich neben der Tür steht ein grosser Schrank, in dem ich meine Verkleidungen aufbewahre, die ich dazu nutze, dass mich nicht gleich jeder Verbrecher erkennt. Ich bin nämlich Privatdetektivin und warte gerade sehnsüchtig auf einen neuen Fall.

Wie auf Kommando klopft es an meiner Türe.

»Herein!«, rufe ich.

Eine junge Frau rennt herein und stolpert dabei fast über ihre eigenen Füsse.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, frage ich und suche nach einem Notizblock in der Schublade, um alles mitzuschreiben.

»Mir wurde meine Handtasche geklaut«, berichtet sie.

Sie redet so schnell, dass ich Mühe habe, sie zu verstehen.

»Ich bin mit dem Zug gefahren, und die Tasche lag auf dem Sitz neben mir. Leider kann ich Ihnen nicht sagen, wer sie genommen hat, es ist mir nur ein Mann aufgefallen, sonst war der

Zug, glaube ich zumindest, leer. Sie müssen mir unbedingt helfen. Da war so vieles drin. Mein Autoschlüssel und die Kreditkarte...«

»Langsam, langsam«, versuche ich, sie zu beruhigen. »Sagen Sie mir erst mal, wie Sie heissen.«

»Oh, tut mir leid«, entschuldigt sie sich und läuft hellrot an. »Ich bin Livia Heule.«

»Und können Sie den Mann beschreiben?« Ungeduldig trommle ich mit dem Stift auf mein Pult.

»Er ist um die 40 Jahre alt, denke ich«, antwortet Livia unsicher. »Seine Haare sind dunkelblond. Oder hellbraun? Ich weiss es nicht mehr.«

»Aber das macht doch nichts«, lächle ich, obwohl mir eher zum Schreien zumute ist. »Sie können jetzt gehen. Natürlich werde ich mich darum kümmern. Sobald ich mehr weiss, werde ich Sie informieren.«

Als die Frau mich endlich alleine lässt, stöhne ich laut auf. So würde ich doch nie weiterkommen. Ich beschliesse, mich am nächsten Tag ebenfalls in den Zug zu setzten, denn Verbrecher kehren oft an den Ort des Geschehens zurück.

Ich hatte mich informiert, um welche Zeiten und wohin Livia mit dem Zug gefahren war. Ich will es genauso machen.

Am Nachmittag ist es so weit. Ein Buch und meine Tasche nehme ich mit. Der Zug heute ist ziemlich leer. Ich erblicke ein rothaariges Mädchen, das sich mit seiner Mutter, die die gleiche Haarfarbe hat, unterhält. Ein älterer Mann ist in seine Zeitung vertieft, während ein anderer gerade etwas in seinen Laptop tippt. Da entdecke ich ihn. Ein Mann, den ich etwa 40 Jahre alt schätze, mit dunkelblondem Haar. Er schielt immer wieder

zu der Tasche einer älteren Dame. In Chur hält der Zug an. Der Mann kontrolliert, ob ihn niemand sieht, und nimmt dann die Tasche der Dame. Mich entdeckt er nicht, denn ich halte mich hinter einer Zeitung mit Löchern für die Augen versteckt.

Ich beschliesse, ihn noch nicht zu stellen, vielleicht wird er mich geradewegs zu seinem Versteck führen.

Es ist kein Problem, ihn zu verfolgen, bis jetzt hat er sich noch kein einziges Mal umgedreht. Vor einem riesigen Gebäude bleibt er stehen. Es ist ein Hotel. Ein sehr luxuriöses Hotel, doch das langweilige Grau an den Wänden gefällt mir nicht besonders gut. Von hier unten sehe ich die grossen Balkone.

Ich beobachte, wie er in den Lift steigt und auf den Knopf mit der »3« drückt. Ein wenig später tue ich es ihm gleich. Gerade noch sehe ich ihn im Zimmer 316 verschwinden.

Ich ducke mich und warte, bis er herauskommt. Eine lange Reihe grauer Türen liegt vor mir.

Schon wenige Minuten später wird die Tür wieder aufgestossen. Jetzt darf ich ihn nicht entwischen lassen! Selbstsicher stelle ich mich ihm in den Weg und zeige ihm meine Karte.

»Privatdetektivin Katharina Kaufmann«, stelle ich mich vor. »Ich würde gerne ihr Zimmer durchsuchen.«

Der Mann will mich zur Seite drücken, doch darauf war ich vorbereitet, mit einem Judogriff schaffe ich es, ihn auf den Rücken zu legen. Verdutzt starrt er mich vom Boden her an.

»Den Zimmerschlüssel, bitte«, lache ich. Bei seinem erschreckten Gesichtsausdruck schaffe ich es einfach nicht, ernst zu bleiben.

Zögernd reicht er mir den Schlüssel. Damit er mir nicht entwischen kann, ziehe ich ihn mit.

Der Anblick des Zimmers ist erschreckend. Überall liegen Handtaschen auf dem Boden verstreut, und der Inhalt quillt daraus. Das ist der Beweis, jetzt kann ich die Polizei anrufen, die Bestrafung des Mannes ist nicht mehr meine Sache. Ich freue mich schon auf Livias Gesicht, wenn ich ihr die Tasche zurückbringe.

## **ANJA-REBECCA RÖMISCH**

---

14 Jahre

### **Hinter der Maske**

Die Klingel, die von den Schülern je nach Anfang oder Ende der Stunde geliebt oder gehasst wird, unterbricht unseren Lehrer bei den Selbstgesprächen, die er Unterricht nennt, und ermuntert die Schüler, von Flüstern und Tuscheln auf normales Sprechen überzugehen. Ich bin die Einzige meiner Klasse, die nicht sofort ihr Pult verlässt und beginnt, einen Wettbewerb im Fach »Wer plaudert am meisten in der Fünfminutenpause« zu starten.

Ich klebe weiter an meinem Stuhl und starre auf die hölzerne Oberfläche meines Pultes, die von etlichen Generationen von Schülern dazu benutzt wird, die Initialen oder zumindest schweinische Sprüche wie »Rot ist die Liebe, Schwarz ist das Loch. Mädchen, sei tapfer, rein muss er doch« zu verewigen. Ich kann sie alle auswendig, eine Menge Pausen haben mir die Zeit gegeben, sie in mein Gedächtnis aufzunehmen. In meiner Klasse habe ich nun Mal den Ruf, arrogant und selbstverliebt zu sein.

Ich bin nicht wirklich so, wie mich alle sehen. In der Schule, da bin ich die Rebellin, so eine Mischung aus tussiger, nerviger Zicke und abgedrehtem Freak. Entweder bin ich kratzbürstig oder sage gar nichts.

Mit Schminke decke ich Pickel, Sommersprossen und die Augenringe, die mich so oft an eine schlechte Kriegsbemalung erinnern, ab.

Schminke ist überhaupt meine grösste Waffe; mein blasser Teint, der die blauen Flecken und Blutergüsse noch besonders hervorzuheben scheint, wird hinter einer maskenhaften Schicht aus Creme, Puder, Lipgloss und Lidschatten versteckt.

Ich trage selten knappe T-Shirts mit kurzen Ärmeln und tiefem Ausschnitt. Lange Hosen sind selbst im Hochsommer Gewohnheit. Nicht selten muss ich mir auch ein Tuch um den Hals binden.

Ich verabscheue diese Klamotten, die Schminke in meinem Gesicht ekelt mich an. Ich bin eingehüllt in eine Lüge.

Anfangs war es anders. Er behandelte mich liebevoll, zärtlich. Las mir Gedichte vor mit seiner dunklen Stimme, und ich liess mich umarmen von ihrem Klang. Er redete viel: über die Gedichte, Geschichten oder Ähnliches. Ich wollte mehr von ihm wissen. Doch wenn ich ihm Fragen stellte, wurde er abweisend, schroff. Es dauerte lange, bis ich ihn kennen lernte. Wirklich kennen.

Er ist so unberechenbar wie die schwarzen Locken, die sein Gesicht umrahmen. So hart wie seine Faust, die mir plötzlich ins Gesicht kracht.

Ich sammelte all meine Gefühle zusammen in meinem Herzen, widmete sie ihm, ihm allein. Wenn wir getrennt waren, wenn er sachte meine Hand nahm und sie an seine warmen Lippen drückte, wenn er im Kino seinen Arm sanft auf meine Schultern legte, wenn ich in seine zärtlichen Augen blickte ...

War das Liebe? Es ist ein so grosses Wort.

Nun kann ich ihn nicht verlassen. Warum, ist sogar für mich nicht ganz klar. Vielleicht wegen dieses Gefühls, das sich in meinem Körper eingestrichelt hat. Dass er ohne mich keinen Grund

mehr sieht, zu existieren und vollends im Alkohol ertrinkt. Dass jedes Mal das letzte ist.

Zumindest bläut er mir das immer nach einem seiner Anfälle ein, klammert seine starken Hände um meine schwächtigen Schultern. Früher haben sie mir Sicherheit vermittelt, diese Hände. Heute fürchte ich sie, wie alles andere an ihm auch. Er würde mich nicht loslassen. Das weiss ich. Deshalb bin ich gefangen, wie ein Vogel mit gestutzten Flügeln.

Die Klingel schrillt, erinnert mich daran, wo ich mich befinde.

Das Versteckspiel muss weitergehen.

## Leere Seiten

Ich starre auf das Papier. Die Seiten sind leer. Rein und klar sehen sie zu mir herauf.

Ein Sonnenstrahl lässt das Weiss aufleuchten, wie ein Blitz schießt es mir entgegen. Es ist, als würde es mir einen Blick zuwerfen.

Was liegt in ihm? Vorfreude? Erwartung? Ein kribbliches Verlangen, das nur darauf wartet, bis zum Rand mit Wörtern gefüllt zu werden?

Oder es ist etwas anderes. Ablehnung, vielleicht. Will es nicht, dass ich seine Reinheit zerstöre?

Es gibt schon genug befleckte Dinge. Genug Dinge, die falsch laufen und deren Reinheit längst Vergangenheit ist.

Die Freundschaft zwischen dir und mir ist nicht mehr so, wie sie mal war. Nicht mehr weiss. Einiges läuft falsch zwischen uns.

Früher, in der Kindheit, da spielten wir zusammen. Ich kam zu dir. Du schobst die Lokomotive hin und her. Der andere war auch da. Du zogst mich ihm vor.

Dann kam der Sommer. Räuber und Polizei. Ich war gefangen, du hast mich befreit.

Im Winter warf er die Kälte in mein Gesicht, bekam sie tausend Mal zurück. Von dir.

Das ist schon viele Winter her. Nun spüre ich das Eis in meinem Nacken. Den Schnee im Gesicht. So weiss. So kalt. Von dir.

Ich drücke den Stift auf das Papier, es saugt die Farbe auf. Genug ist nicht mehr rein. Genug, als dass etwas mehr noch schlimmer wäre.

## **Sekundenbilder**

Dunkelheit ist das Einzige, das ich sehe; das Schwarz meiner geschlossenen Augenlider, das sich rot färbt, sobald ich mein Gesicht der Sonne zuwende. Noch ist meine Linse geschlossen. Meine vorsichtig getasteten Schritte verstummen, anscheinend hat der Fotograf ein geeignetes Objekt entdeckt. »Du kannst die Augen jetzt öffnen.« Die Deckel meiner Augen gleiten nach oben, der Auslöser auf meiner Schulter wird mit sanftem Druck betätigt. Ich nehme das Bild, das sich mir zeigt, auf – atme seinen Geschmack, fühle die Atmosphäre, speichere jedes noch so kleine Detail in meinem Kopf, bevor der Blitz, der aus der Kamera schießt, erlischt.

Mir gegenüber zwei dicke Holzbalken, die gleichzeitig über eine Funktion als Stütze, Dekoration und Türrahmen verfügen. Ihr Holz, das kleinen Insekten und Würmern ausreichend Nahrung und einen behaglichen Platz zum Wohnen bietet, beweist sein Alter mit einer matten, von verschiedenen Zeiten und Wettern gezeichneten Farbe.

Links des Balkens führt eine überdachte Steintreppe schräg nach oben, zu einer Tür, die ich von hier aus jedoch nicht erkennen kann. Die Stufen sind leicht unregelmässig geformt. Zur Mitte hin, leicht nach links geneigt, weist jede Stufe eine kleine, eingebuchtete Kuhle auf. Wahrscheinlich ist das so, weil sich auf dieser Seite auch das Gelände befindet. Breit, mit mit Zement gefüllten Zwischenräumen, war es bestimmt so manchem alten Mann eine Hilfe.

Links die schiefergraue Treppe, in der Mitte der am Boden nahezu weiss gebleichte Balken, und rechts ...

Rechts winkt mich eine weit geöffnete Tür einladend in einen rechteckigen Raum. Seiner Grösse und Breite nach zu urteilen, wurde hier früher die Kutsche der adligen Familie gelagert. Ich stelle mir vor, wie ein Bediensteter in ärmlichen, zerschissenen Klamotten sie für den nächsten Ausflug bereitmacht. In meiner Vorstellung vernehme ich das Schnauben und Stapfen der Pferde, die ungeduldig darauf warten, sich endlich wieder zu bewegen ...

Heute lagert man hier Spaten und andere Gebrauchsgegenstände. An der Wand wartet aufgerollt ein tannengrüner Gartenschlauch auf seinen nächsten Einsatz. Unter ihm blättert die burgunderrote Farbe bereits ab von dem Gestell eines betagten Karrens. Aufeinander gestapelte, mit Getränken gefüllte



Kisten lehnen sich an die aus massiven Steinen, Zement und Brettern angefertigte Hauswand.

Die Decke wird von schweren, waagrecht ausgerichteten Holzbalken gehalten. Insgesamt macht das Gebäude einen abgenutzten Eindruck. Ich frage mich, wie viele Menschen mit den verschiedensten Gründen seine Stufen erklommen oder seine knarrenden Türen aufgestossen haben. Doch bleibt keine Zeit mehr, nachzudenken, es müssen auch noch andere Bilder geschossen werden. Die Linse schliesst sich. Der Augenblick des Betrachtens ist vorbei.

## Theodors Wünsche

Sanft wiegte sich Theodor hin und her in der Melodie des Windes. Die Rücken der anderen Grashalme streiften seine leicht raue Oberfläche, und unter der Erde grub sich ein Regenwurm vorsichtig durch das Gewirr seiner zarten Wurzeln.

Theodor seufzte. Er genoss diese Zeit des Tages. Die Sonne neigte ihren leuchtend hellen Kopf bereits nach Westen, die trockene Mittagshitze, der so viele seiner Kollegen zum Opfer gefallen waren, war endlich vorbei. Schmetterlinge mit bunten Flügeln tänzelten durch die Luft und sangen mit hauchzarten Stimmchen vom Frühling, den Wiesen und dem Duft blühender Veilchen. Fliegen und Käfer summten dazu im Takt, das Zirpen der Grillen bildete einen vielstimmigen Rhythmus.

Theodor, dessen Kleid je nach Wetter und Lichteinfluss in einem anderen Farbton erleuchtete, beugte sich in den Schatten seines Baumfreundes Schika. Dieser schüttelte übermütig seine schillernden Blätter, die mal in einem matten Grün, mal

in einem blitzenden Silber funkelten. Löwenzahn, Disteln und Vergissmeinnicht reckten ihre Köpfe in die frische Sommerluft, ihr Geruch breitete sich überall aus.

»Ich wünschte, ich besässe keine Wurzeln, sondern diese einknickbaren Stängel, damit ich mich frei bewegen und die ganze Wiese erkunden könnte. Gross und stark und unverwundbar wäre ich dann«, zischelte Theodor Schika zu. »Wie diese riesenhaften Wesen, die es schaffen, die Erde zum Beben zu bringen.«

Schika schüttelte brüsk seine Blätter, und mit ein paar auffliegenden Insekten entfiel ihnen auch Schikas Antwort: »Du musst verrückt sein, Theodor. Diese Kreaturen zertrampeln deinesgleichen, jagen Tiere und bringen Bäume wie mich zu Fall. Das beobachte ich oft hier oben.«

Theodor erwiderte darauf nichts und schwieg. Anscheinend konnte er sich seinem Freund nicht anvertrauen, er verstand Theodor nicht.

Trotz der Worte seines Freundes wünschte Theodor sich weiterhin, zu diesen Wesen zu gehören. Zwar brachte er das Thema nicht mehr zur Debatte, doch sein Freund kannte ihn zu gut, als dass ihn das täuschen würde.

Eines Tages erklang ein vertrautes Poltern. Sofort richtete er sich auf und hielt Ausschau nach den märchenhaften Wesen. Es waren zwei. Sie trugen etwas schweres, grau Glänzendes bei sich und steuerten direkt auf eine Baumgruppe zu. Die Baumgruppe mit Schika. Schmetterlinge und Käfer verbargen sich zwischen Pflanzen und Steinen. Gräser und Blumen duckten sich; alle waren verstummt. Die Gestalten näherten sich –

die Erde unter ihren Füßen hob und senkte sich wie ein unregelmässiger Trommelschlag.

Und plötzlich spürte Theodor etwas, das er zuvor nie bemerkt hatte. Bedrohung. Die Laute, die sie absonderten, dröhnten laut, und obwohl Theodor nichts von ihrer Sprache verstand, beängstigte sie ihn.

Seine Angst wuchs bei jedem Schritt, den sie taten. Jeder Schritt bedeutete ein weiteres Feld der Verwüstung, eine grössere Nähe zu diesen pompösen Kreaturen. Und dann war er dran. Noch ein einziger Schritt.

Das Ding am Boden hob sich, Theodor wurde bei dem heftigen Luftzug fast zurückgeworfen. Ein Schatten glitt über ihn, ein unregelmässig oval geformter Klotz. Seine Oberflächenbeschaffenheit beschrieb ein ungleichmässiges Muster mit Hügeln und Tälern. In ein paar Ritzen steckten Steine und eine eigentümliche Mischung aus Erde, zermatschten Gräsern und übel riechendem Kot. Es sauste auf ihn herab. Immer tiefer. Immer schneller. Theodor erzitterte, machte sich unsichtbar und klein. Es nützte nichts. Theodor zermatschte, und der gelbgrüne Saft wurde aus seinem Inneren gepresst.

## DARJA SAMIRA KELLER

---

13 Jahre

### Zaungast

Über was man wohl alles eine Geschichte schreiben könnte?

Über Licht und Schatten.

Eine Pergola vor einem Häuschen, überwachsen von Weinreben. Mittags fällt die Sonne durch die Weinblätter auf den Boden, das Tischchen und die klapprigen Gartenstühle der Pergola, überall kleine, helle Sprenkel.

Abends versinkt die Sonne im Westen und wirft ihr rotes Licht auf den älteren Mann, der auf einem der Gartenstühle sitzt und an seiner Pfeife zieht. Die Pergola ist schattig und kühl.

Über Kinder und Eltern.

Eine junge Frau kommt zu dem älteren Mann, gibt ihm einen Kuss auf die Wange, zieht sich einen Gartenstuhl heran und setzt sich neben ihn. Sie lehnt den Kopf an seine Schulter. Der Mann sieht geradeaus und zieht weiter an seiner Pfeife.

Über sie und ihn.

Die junge Frau sitzt in einem roten Sommerkleid an dem Tischchen in der Pergola und liest. Hin und wieder streicht sie sich das dunkelbraune, auf Kinnlänge geschnittene Haar hinter die Ohren. Ein junger Mann in gelber Kleidung kommt zur

Pergola und spricht die Frau an. Sie mustert ihn mit ihren hellen Augen. Er überreicht ihr ein Paket. Die Frau lacht.

Ein paar Monate später sieht man dieselbe Frau, dieses Mal in einem weissen Kleid, und denselben jungen Mann, jetzt im Anzug, in der Pergola unter den Weinreben stehen. Arm in Arm. Die Gesichter einander zugewandt. Ein Lachen auf ihren Lippen.

Über Bilder.

Die Frau, nun mit langen Haaren, ein Baby auf dem Arm. Der Mann neben ihr, rechts von ihm ein kleiner Junge. Seine Augen sind hell wie die seiner Mutter. Der alte Mann, jetzt an einem Stock gehend, kommt auf die Familie zu, ruft etwas und lacht, eine Kamera in seiner Hand, für Bilder, die die Zeit verwischt wie schwarze Tinte.

## Verhindert

In diesem Moment hätte ich so Vieles tun können.

Ich hätte mich überwinden können, Steffen anzurufen, um ihm zu sagen, dass es ein Fehler gewesen war, ihn zu verlassen. Vielleicht hätte mein Roman, der seit Jahren in meiner Schublade lag und der eigentlich eine traurige Liebesgeschichte war, dann doch noch glücklich geendet.

Ich fühlte mich in jenem Moment sogar im Stande, wieder einmal für meine Brüder zu kochen, was ich seit einem Monat nicht mehr getan hatte – seit sie damit begonnen hatten, an all meinen Mahlzeiten zu meckern und zu kritisieren.

Und ich überlegte mir ernsthaft, meinem jüngsten Bruder wieder einmal bei Mathe zu helfen, wenn er von der Schule nach Hause kam. Ich glaubte, dass er es dringend nötig hatte.

Das alles hätte ich tun können, ich hätte wieder ein besserer Mensch werden können.

Wenn nicht in diesem Moment das Telefon geklingelt hätte.

## Der Maler

Ich sitze in einem Garten, wie er mir gefällt: dunkelgrün und wild. Löwenzahn, Klee und Brennnesseln gibt es hier und allerlei Pflanzen, die ich nicht mit Namen kenne – solche, die aussehen wie langstielige Gänseblümchen, solche mit riesigen zerfressenen Blättern, solche mit winzigen, unscheinbaren gelben Blüten. Und dann erst der Geruch: Für mich ist es eine Mischung aus dem Duft von frisch gemähtem Gras, Wald, Frühlingsregen und irgend etwas Holzigen, das ich nicht erkenne – Harz vielleicht. Oder eine ungewöhnliche Honigsorte? Ich weiss es nicht.

Hie und da geht ein lauer Sommerwind. Das kleine Stück Wiese ist umgeben von hohen, wuchernden Sträuchern und einigen kleinen, dünnen Bäumchen. Verschiedene Grüntöne vermischen sich hier.

Ich stelle mir vor, wie in schwülen Sommernächten vielleicht winzige, durchscheinend grüne Elfen zu dieser zauberhaften Ecke kommen, über dem grünen Blättermeer schwirren und genüsslich den krautigen Duft einatmen. Auf manchen Blättern liegt noch Morgentau. Ich male mir in meiner Fantasie aus, wie die Elfen ihn in der Nacht auf die Pflanzen verteilen. Wer

wohl alles hier, auf diesem kleinen Stück wuchernder Wiese, lebt? Spinnen, Käfer, Würmer, Blattläuse ... alles Tierchen, vor denen ich mich eigentlich fürchte oder die ich zumindest nicht in meinem Zimmer haben wollte. Hier machen sie mir nichts aus. Zumindest, solange ich sie nicht zu Gesicht bekomme. Wer wohl schon alles hier gewesen war? Leute, die Ruhe suchten? Leute, die schreiben wollten? Leute, die sich mitten in das Gärtchen legten, auf die Nacht und den Sternenhimmel warteten?

Ich stelle mir vor, dass ein berühmter Maler hierher kommt, einer dieser Maler, der die Dinge so zeichnet, wie er sie sieht. Das Licht, den Schatten. Der Maler würde hier seine Staffelei aufbauen, Farbtuben aus seinem Koffer herausholen und so lange mischen und ausprobieren, bis er die Farbtöne der Sträucher, des Löwenzahns und all der anderen Pflanzen so auf seiner Palette hat, wie sie ihm gerade erscheinen. Dann würde er mit dem Himmel beginnen, mit dessen feinen weissen Schleiern, mit dem blassen Blaugrau weiterfahren und anschliessend das Haus hinter dem Gärtchen, die Sträucher, Bäumchen und Pflanzen tupfen, pinseln, malen, zeichnen.

Wenn der Maler in der Nacht zu der Stelle kommen würde, könnte er vielleicht die Elfen zeichnen, wie sie im Mondlicht baden.

Ich blende alle Hintergrundgeräusche des Strassenverkehrs, der zwitschernden Vögel und der summenden Bienen aus.

Ich nicke ein und versinke nun ganz in dem tiefen, dunklen Grün.

## Schwarz und Weiss

Wer Antjes Haus sah, dem wurde unbehaglich zumute. Wenn man es genau betrachtete, schienen einem die Gruselgeschichten, die man auf Kajütenbetten in Klassenlagern erzählt bekommen hatte, plötzlich gar nicht mehr so unglaubwürdig. Die Fassaden von Antjes Haus waren mit verzerrten Gestalten, aufgerissenen Mündern voller Vampirzähne und scharfen Klauen bemalt, und die Bäume hinter dem Häuschen, an denen im Sommer wilde Kirschen hingen, waren im Winter kahl, und ihre Äste und Zweige schienen schwarz wie Kohle.

Familien mit Kindern, die sich auf dem Sonntagsspaziergang hierher verirrt hatten, drehten rasch wieder um; Jugendliche, die zu Hause keine Ruhe fanden, betrachteten das Haus misstrauisch durch den Rauch ihrer Zigarette; Leute, die am nahe gelegenen Feldweg joggen gingen, warfen dem Haus über die Schulter noch Blicke zu, wenn sie schon längst daran vorbei waren, und ihr Atem stand in der Luft wie ein gesichtsloser Geist.

Beispielsweise war einmal eine Gruppe Teenager zu Antjes Haus gekommen. Ein feiner Nieselregen fiel aus der dichten Nebeldecke über ihnen, auf dem hohen, dichten Gras lag Raureif, das Einzige, was aus dem grau-grün geprägten Rahmen des Bildes herausfiel, war die Zigarettenglut der Teenager. Hin und wieder wechselten sie Blicke, die mit jedem Mal beklemmender wirkten.

»Ist ziemlich kalt hier, was?«, fragte einer.

Ob er damit Stimmung oder Wetter meinte, blieb unbeantwortet.

»Ja«, antwortete ein anderer, »lass uns woanders hingehen.«

Während sie betont langsam davongingen, drehten sie sich noch oft verstohlen zu Antjes Haus um.

Dabei war Antje selbst eigentlich gar kein unheimlicher Mensch; sie war eher wie ein Fuchs, der die Nacht schätzte, selbst aber die Farbe der aufgehenden Sonne hatte.

Antje war Künstlerin, aber sie mochte einfach keine Farben. Mit Rot, Grün oder der hellen Farbe ihres eigenen Haares konnte sie nichts anfangen.

Mit ihrem Haus jedoch war sie sehr zufrieden. Sie fand, es passe herrlich in die feuchte Graslandschaft, in der es sich befand, und die Fassade hatte Antje selbst bemalt. Drei Monate hatte sie dafür gebraucht, und jetzt war sie oft etwas irritiert und beleidigt, wenn niemand ihre Arbeit zu schätzen wusste.

Manchmal sass sie auch einfach bei einer Tasse Tee in ihrer schwarz-weiss gefliesten Küche und starrte aus dem Fenster, sah den Jugendlichen beim Rauchen, den Sportlern beim Joggen und den Familien beim Umkehren zu.

## Ein Kind für Ploy

Verloren. So fühlte Ploy sich oft in der letzten Zeit. Verlorenheit, Scham, Wut, Sehnsucht – wie in einem Labyrinth mit tausend Gängen war das, unerträglich.

Das war alles Fios Schuld.

Fio hier, Fio da – ach, warum konnte sie ihn nicht vergessen?

Ploy war abgetaucht.

Und sie hatte das Gefühl, nie mehr zurück in die Stadt zu

können, in der sie ihr Herz einem nichtsnutzigen, einfachen und aus unerfindlichen Gründen wunderbaren jungen Mann geschenkt hatte.

Fio war Kambodschaner, und er war Tuk-Tuk-Fahrer – Tuk-Tuks waren Motorräder mit Anhänger, die als Taxis dienten.

Ploy war eine Thailänderin aus gutem Hause, die an einer teuren Universität in Bangkok abgeschlossen hatte. Anschließend hatte sie eine Reise nach Kambodscha angetreten, allein. Ihr Vater hatte sie zwar finanziert, dennoch war er misstrauisch gewesen. »Eine junge Frau in einem Land voller junger Männer«, hatte er gesagt, »das kann doch gar nicht gut kommen.« Doch Ploy war eine emanzipierte und starke Frau – zumindest hatte sie dies einmal geglaubt. Ein Dokortitel in Medizin, hatte sie angenommen, beschütze sie vor jeglichen Problemen im Leben.

Inzwischen war dem nicht mehr so.

Ploy hatte Fio auf einer Tuk-Tuk-Fahrt kennen gelernt. Dem war eine lange, verhängnisvolle und komplizierte Liebesgeschichte gefolgt.

Ploy seufzte.

Erst nachdem sie alles, wirklich alles versucht hatte, tagelang weder gegessen noch geschlafen hatte, hatte sie eingesehen, dass es nicht funktionierte – sie lebten in zu unterschiedlichen Welten, hatten zu unterschiedliche Meinungen, gerieten zu oft in Konflikte.

Fio war verheiratet. Der bloße Gedanke daran versetzte Ploy einen Stich ins Herz. Und obwohl es zu dieser Zeit in Kambodscha keine Seltenheit war, dass ein Mann eine Frau und eine Geliebte hatte, gab sich Ploy mit der Rolle der Nebenfrau nicht zufrieden. Sie liebte Fio. Und Fio liebte Ploy, da war sie sich ganz sicher.

Warum also hatte er seinen Stolz nicht überwinden können? Fios Frau hatte bisweilen keine Kinder, und in modernen Kreisen wie Ploys gehörten Scheidungen zum Alltag.

Doch das alles hatte nichts genützt. Ploy lebte jetzt auf einem älteren Landgut, das vormals wahrscheinlich einem reichen Touristen gehört hatte. Es hatte hölzerne Wände und viele Fenster; in seinem Inneren drei geräumige Schlafzimmer, Stube, Bad, Küche und Esszimmer. Es befand sich ganz im Süden Kambodschas.

Warum sie nicht zurück nach Thailand gegangen war, wusste sie nicht. War es Grund genug, dass Kambodscha das mit Abstand schönste und zauberhafteste Land war, das sie je gesehen hatte?

Ploy trat vor die Tür des alten Hauses. Mit ihren Sandalen stand sie auf rotbrauner, ausgetrockneter Erde. Links und rechts ihres Hauses gab es einige kleinere Bäume und Sträucher, dann sah man wieder nur die Erde.

In einiger Entfernung Reisfelder. Frauen, mit Baumwolltüchern um den Kopf gewickelt zum Schutz vor der glühenden Sonne, ernteten vornübergebeugt den im Wasser stehenden Reis.

Ploys Haus hatte seine Frontseite einer Strasse zugewendet, auf deren gegenüberliegenden Seite in weiter Ferne riesige Palmen zu erkennen waren. Ein blauer Himmel, wie mit einem leichten Violettstich, wölbte sich über ihnen; sie schienen schon fast in ihm zu verschwinden, ihre grünen Köpfe in seinem blauen Kleid verstecken zu wollen.

Sie legte den Kopf in den Nacken und atmete die heisse, schwüle Luft durch die Nase ein. Ob sie Fio je vergessen könnte? Ob sie ihn je wiedersehen, seine Hand in der ihren spüren würde?

Am nächsten Tag stand Ploy vor Fios Haus. Wie war sie bloss hierher gekommen? Mit dem Zug, Ploy, mit dem Zug, das weisst du genau, dachte sie. Du kommst einfach nicht von ihm los, du ... Aber sie wusste nicht weiter.

Fio bewohnte mit seiner Frau ein kleines Zimmerchen mit Bad und Kochnische in einem heruntergekommenen Mehrfamilienhaus an einer der Hauptstrassen in Phnom Penh, der Hauptstadt Kambodschas. Ploy trat noch näher an die Hausmauer, denn die Tuk-Tuks und Motorräder fuhren kaum eine Handbreit an ihr vorbei.

Sie stiess die Tür auf und trat in das schäbige kleine Foyer ein. Sie war hier, um das mit Fio ein für alle Mal zu klären – das sagte sie sich zumindest. Sie stieg die drei Treppen bis zum Dachgeschoss hinauf. Ihr Herz pochte, pochte, pochte, im Rhythmus mit ihren Füßen, die eine Treppenstufe nach der anderen erklommen. Sie klopfte an Fios Tür. Von drinnen kam kein Geräusch. Sollte er vielleicht doch noch arbeiten? Dann wäre jedoch immer noch seine Frau zu Hause.

Doch in der Wohnung blieb es still. Nur Ploys Uhr, die ihr Vater ihr zum letzten Geburtstag geschenkt hatte, tickte laut.

Enttäuscht stieg Ploy langsam die Treppen wieder hinunter. Während sie noch grübelte, welche Möglichkeiten ihr jetzt noch offen standen, riss sie die Stimme von Mrs. Rai, die im zweiten Stock wohnte, aus ihren Gedanken. Diese kam ihr auf der letzten Treppe entgegen. Sie sah schlecht aus; ihr Gesicht war noch zerfurchter als sonst, und sie war ganz blass.

»Ploy«, sagte sie mit ihrer dünnen, hohen Stimme, »sind Sie das, Ploy?«

»Mrs. Rai, ich suche Mr. und Mrs. Sopal. Wissen Sie, wo sie stecken?«

Mrs. Rai fuhr sich langsam mit der Hand zum Mund. »Oh, Miss Ploy... Sie wissen es noch nicht. Fio und seine Briya...«

Fio und Briya waren vor einigen Wochen bei einem Unfall mit dem Tuk-Tuk umgekommen. Nur eine Überlebende hatte es bei diesem folgenschweren Unglück gegeben: Ihre kaum zwei Monate alte Tochter, von der Fio Ploy nichts, nichts, nichts erzählt hatte – obwohl Briya genau zu jener Zeit schwanger geworden war, als Fio sich von Ploy getrennt hatte.

Was dann geschah, erlebte Ploy stoisch mit. Sie handelte fast instinktiv, als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes getan. Jeden Entscheid fällte sie automatisch richtig. Ploy beantragte das Sorgerecht für Fio und Birmas Baby. Früher hatte Ploy Letztere nie »Briya«, sondern in Gedanken immer nur »Fios Frau« genannt. Seit dem Unfall war sie zu ihrem echten Namen übergegangen.

Der Prozess war sehr langwierig und kompliziert. Ploy durfte bei Mrs. Rai wohnen, da in Phnom Penh eine feste Bleibe zur Hochtourismuszeit schwer zu finden war. Als Gegenleistung half sie, so oft die Verhandlungen es zuliessen, an Mrs. Rais Stand auf dem Zentralmarkt mit.

Im August wurde Ploy das Sorgerecht für das Baby übertragen. Da es bisher nur einen Spitznamen trug, sollte sie nun einen richtigen Vornamen für es aussuchen. Sie trug den Namen des kleinen Mädchens, der für sie feststand, seit sie das Sorgerecht beantragt hatte, in die Formulare ein, die sie ausfüllen musste, und ein paar Tage später durfte Ploy Fio und Briyas Baby auf ihr Landgut im Süden Kambodschas mitnehmen.

Einige Wochen später trat Ploy mit dem Kind auf dem Arm vor die Tür ihres Hauses. Sie spürte die rotbraune Erde durch die Sohlen ihrer Sandalen hindurch. Zu ihren beiden Seiten Sträucher, Bäume, Reisfelder; vor ihr die Strasse, dahinter in weiter Ferne die Palmen.

Sie schaute auf das Baby hinunter.

»Und, gefällt es dir hier, Briya?«, fragte sie es.

## Südwärts

Yuma lief einer Strasse entlang. Diese war frisch geteert und führte durch eine Reihenhaussiedlung, die direkt neben einer Eisenbahnschiene lag. Mit jedem Schritt, den Yuma tat, nahmen die Häuser ab. Irgendwann lief sie nur noch auf einer Strasse, grünes Dickicht zu ihrer Linken, die Eisenbahnschiene, und zu ihrer Rechten begann jetzt ein dichter, verwucherter Wald, der sich an einen steil abfallenden Hügel schmiegte. Auf der gegenüberliegenden Seite der Eisenbahnschiene lag eine grosse Stadt. Die Stadt war Yumas heutiges Ziel. Ob sie es sich nur einbildete, dass sie südländischer wirkte als die Städte, in denen sie bereits gewesen war? In denen sie in billigen Jugendherbergen, manchmal auch Hostels, übernachtet hatte?

Yuma Novak hatte genug von dem verregneten Sommer in der Schweiz gehabt und hatte sich zu Fuss auf eigene Faust auf den Weg in den Süden gemacht. Beinahe jede Nacht träumte sie von den Lichtern einer mediterranen Stadt, von engen Gässchen und Eisständen und Jongleuren auf Kirchplätzen; von Jachthäfen und Palmen und vom Meer. Sie war von ihrem Wohn-

ort Genf aus gestartet und nun schon mehrere Wochen unterwegs.

Die Dämmerung war eingebrochen, und vereinzelte Lichter erhellen nun die Stadt. Die Versuchung war zu gross, einfach ganz schnell das Bahngleis zu überqueren und von dem Hügel, auf dem sie sich befand, hinunter in die Stadt zu rennen. Doch Yuma wusste von ihrer Landkarte, dass es einen Weg unter dem Gleis durch in die Stadt gab, und ausserdem hatte sie schon einen gewissen Respekt vor Zügen.

Sie schlang die Arme um ihre Körper. Tagsüber war es hier zwar wärmer als in Genf, aber jetzt, um diese Tageszeit, ging ein kühler Wind. Übrigens war ihr nicht wohl dabei, während der Dämmerung alleine noch unterwegs zu sein. Sie hatte ihr Gehtempo wieder einmal falsch eingeschätzt.

Doch dann sah sie wieder auf die Stadt hinunter, die jetzt voller Lichter war. Sie überlegte, wo sie wohl heute übernachten würde. Voller Vorfreude auf die kommenden Tage beschleunigte sie ihre Schritte und lief beschwingt der dunklen Strasse entlang, immer nach Süden.

## FATIMA DI PANE

---

13 Jahre

### Der gelungene Dackel

Draussen war es bereits dunkel geworden, als Leon zum ersten Mal von seiner Zeichnung aufblickte. Kritisch beäugte der braunhaarige Junge sein Werk. Er hatte einen Hund gezeichnet, wie schon so viele Male davor. Aber dieses Mal, dachte er, war er besonders gut geworden: Die Schattierungen waren am richtigen Platz, und sogar die Nase sah okay aus. Das grenzte an ein Wunder, denn Nasen waren gar nicht sein Ding. Am besten konnte er Knollennasen zeichnen, aber ein Dackel mit Knollennase würde schon ziemlich gewöhnungsbedürftig aussehen. Morgen würde er in eine neue Klasse kommen. Ihm wurde auf der Stelle übel, wenn er daran dachte. Es war nun schon das dritte Mal, innerhalb nur kurzer Zeit. Er hasste es, einen Raum zu betreten, wo sich alle bestens kannten, eine gemeinsame Geschichte hatten. Alle Blicke würden auf ihm ruhen, sie würden ihn mustern, und sie würden tuscheln. Dann kam der absolut schlimmste Teil: die Vorstellung. »Erzähl doch etwas über dich!«

Da gab es nun mal nicht viel zu erzählen, die meisten wollten mehr wissen, als es zu sagen gab. Er machte weder Sport, noch sammelte er irgendwelche komischen Sammelkarten. Für die Mädchen stellte er meist auch kein neues Objekt der Begierde dar, ausser sie mochten übergewichtige Jungen, deren Haare seit vier Jahren keinen Frisör gesehen hatten. Seit ihm sein damaliger Frisör die Spitze der Schere aus Versehen zwei



Millimeter in die Kopfhaut gerammt hatte, schnitt er sie selbst.

Leise klopfte es an die Zimmertür.

»Herein.«

Die Tür öffnete sich, und seine Mutter streckte den Kopf zur Tür herein.

»Du bist noch wach«, stellte sie fest, und kam herein. Ihr Blick fiel geradewegs auf die Zeichnung.

»Schon wieder Hunde?«

»Es ist ein Dackel.«

»Trotzdem. Versuch dich doch mal bei was anderem. Menschen zum Beispiel.«

Sie versuchte ihn ständig dazu zu überreden, irgendwelche Menschen zu zeichnen, aber er blieb stur. Beim Zeichnen liess er sich nicht reinreden, er mochte Hunde nun mal. Erwartungsvoll schaute er seine Mutter an.

»Was ist?«, fragte er. Er fand es unangenehm, dass sie einfach so mitten im Zimmer stand, ohne etwas zu tun.

»Nichts, was soll sein? Darf ich meinen Sohn nicht ins Zimmer besuchen kommen?«

»Doch, doch. Beruhig dich.«

»Eigentlich wollte ich fragen, ob du für morgen alles vorbereitet hast.«

»Hab ich.«

»Alle Hefte und Bücher beisammen?«

»Ja.«

Wortlos drehte sie sich um, und verliess das Zimmer, natürlich ohne die Tür zu schliessen. Langsam erhob sich Leon von seinem Stuhl, ging zur Tür, und machte sie zu.

Morgen war es also so weit. Ihm schnürte es die Kehle zu. Er spürte die Angst in sich hochkommen, die Angst, abgelehnt

zu werden, die Angst, ausgelacht zu werden. Er konnte nichts tun, er musste den morgigen Tag einfach auf sich zukommen lassen, und genau das war ja das Schlimme daran.

## **Kuhscheisse und andere Grausamkeiten**

Nun stand ich hier, auf der Wiese vor dem kleinen Pferdestall. Ich konnte mich noch nie für Pferde begeistern. Diese Tiere hatten rein gar nichts Süsses an sich, und sie waren so wahnsinnig gross. Ich hatte keine Ahnung, warum sich meine Tante so für Pferde begeisterte, sie hatte ganze vier davon. Meine Eltern fuhren alleine in den Urlaub, um einmal ihre Ruhe vor mir zu haben. Ich fand das ganz schön gemein, ich meine, so schlimm war ich auch nicht. Jedes vierzehnjährige Mädchen hörte manchmal zu laut Musik oder redete zu viel.

Geräuschvoll atmete ich aus.

Es war heiss, und ich schwitzte ziemlich. Im Stall wieherte ein Pferd. Neben dem Stall stand ein kleines Haus. Es sah aus wie ein Hexenhaus und machte den Anschein, unbewohnt zu sein. Doch ich wusste es besser. Es war das Haus meiner verrückten Tante, ein Zweizimmerhaus, wie sie immer so schön betonte. Mir war schleierhaft, wie ich die nächsten zwei Wochen, auf engstem Raum mit meiner Tante, überleben sollte. Langsam ging ich auf das Haus zu. Es stand mitten in der Wiese, ein Weg existierte nicht. Nachdem ich mich durch die langen Grashalme gekämpft hatte und vor der Tür stand, suchte ich vergebens nach einer Klingel. Eigentlich hätte mir klar sein sollen, dass meine Öko-Tante nicht mal das besass, aber was soll's. Rasch klopfte ich an. Von drinnen war ein Scheppern zu

hören. Schnelle Schritte näherten sich der Tür, und diese wurde mit einem Ruck geöffnet.

»Linal!«

Meine Tante stand breit grinsend vor mir. Sie trug eine weite graue Hose und eine Schürze. Ihre kurzen blonden Haare standen wie stacheln von ihrem Kopf ab.

»Hey.«

Ich glaube, sie wollte mich erst in den Arm nehmen, liess es dann aber. Als ich eintrat, blickte ich geradewegs in eine kleine Küche, die auch als Esszimmer diente. Am Boden lagen eine rote Plastikschüssel und ein dickflüssiges komisches Mus.

Das war also runtergefallen.

Ich fühlte mich irgendwie fehl am Platz, ich passte einfach nicht hierher. Vor etwa zwei Jahren war ich das letzte Mal hier gewesen. Damals sah das Ganze recht anders aus: Die Tapeten waren heute nicht mehr grün, sondern blau, und der Boden war nicht mehr Teppich, sondern schlichter Holzboden.

»Eigentlich wollte ich einen Kuchen machen, aber du siehst, was aus dem Gemisch geworden ist«, sie wies auf den Boden, »Deine Mutter hat gestern deinen Koffer vorbeigebracht. Er ist drüben.«

Rasch huschte sie durch eine Tür, und ich folgte ihr.

Das konnte nicht ihr Ernst sein.

Wir standen in einem Schlafzimmer mit zwei Betten, und es stank bestialisch.

»Das am Fenster ist deins.«

Etwas kritisch ging ich zum Bett, und setzte mich hin. Es raschelte seltsam. Erschrocken starrte ich auf die Bettdecke.

Meine Tante schien meinen Blick zu bemerken: »Das Bettzeug ist mit Stroh gefüllt.«

»Aha.«

»Das riecht dann immer so toll nach Stall.«

Also hätten wir auch die Frage geklärt, was hier so bestialisch stank. Ich fand, es roch nach Kuhscheisse, hielt es aber für rech unfreundlich, es zu erwähnen.

Mit zusammengekniffenen Lippen stand ich auf und schaute sie an. Sie hatte sich verändert, war älter geworden. Das letzte Mal, als ich sie gesehen hatte, waren ihre Haare noch lang gewesen. Damit hatte sie ruhiger gewirkt, und irgendwie lebenswürdiger.

Auch sie musterte mich.

»Gross bist du geworden«, stellte sie fest.

Ich nickte nur.

»Also«, sie schien es plötzlich ziemlich eilig zu haben, »ich muss unbedingt noch zu den Pferden«, sagte sie und liess mich alleine im Zimmer zurück.

Sie verhielt sich seltsam. Ich liess mich wieder auf das Bett fallen und schnupperte in die Luft.

Was meine Tante wohl an diesem Geruch fand?

Ich konnte es mir beim besten Willen nicht vorstellen.

## Zuckerwattenjahre

Wir fahren durch die Strassen des kleinen Dorfes. Ich liege im winzigen Bett unseres Wohnmobils und schaue aus dem Fenster. Draussen scheint die Sonne. Der süssliche Geruch von Zuckerwatte liegt in der Luft, wir müssten eigentlich schon fast da sein.

Tatsächlich. Der Wagen verlangsamt sich und kommt schliesslich ganz zum Stehen.

»Wir sind da«, verkündet mein Vater.

Meine Mutter sagt etwas, aber ich kann sie nicht verstehen.

Mühsam schäle ich mich aus der Bettdecke. Wenn ich älter bin, werde ich eine Firma gründen, die richtig bequeme Betten für Wohnmobile herstellt, das hatte ich mir bereits vorgenommen, als ich fünf war.

Meine Eltern sind Schausteller. Wir besitzen ein altmodisches Karussell und reisen damit von Jahrmarkt zu Jahrmarkt. Ich weiss nicht, wo wir uns im Moment befinden, und will es eigentlich auch gar nicht wissen, sonst würde ich mir nur wieder den Kopf zerbrechen, an wie vielen Orten ich eigentlich schon war.

Rasch streiche ich meine Kleidung glatt und verlasse das Wohnmobil. Vor mir erstreckt sich eine riesige Wiese. Gähmend lege ich mich hinein und schaue in den blauen Himmel.

Ich höre Geräusche. Irgendjemand scheppert und bohrt. Die Schausteller um uns herum, inklusive meine Eltern, bauen ihre Attraktionen auf. Dieses Mal ist es das blaue Riesenrad, neben dem wir uns platziert haben. Soweit ich weiss, wird es von einem Mann mittleren Alters betrieben. Letztes Mal war er nicht besonders freundlich zu uns gewesen, er ist ein ziemlicher Eigenbrötler.

Ich seufze und freue mich auf den Abend. Der würde bald kommen und somit auch die Lichter, die süssen Gerüche und die Menschen. Viele Menschen, die mir begegnen, fragen, wo ich mich zu Hause fühle.

Anfangs fiel es mir schwer zu antworten, und ich musste recht lange nachdenken, aber jetzt weiss ich es ganz genau:

Wenn es Nacht wird und die bunten Lichter leuchten und ich den vertrauten Geruch von frisch gemachten Brezeln oder Zuckerwatte rieche, dann bin ich zu Hause.

## Parallelwelt Papier

Guten Tag. Mein Name ist Laila, und ich sitze vor einem Heft mit leeren Seiten. Eigentlich wollte ich etwas schreiben, bin mit meinen Gedanken aber abgedriftet. Bemüht, mich irgendwie zu konzentrieren, betrachte ich das Papier. Als ich klein war, etwa acht Jahre alt, habe ich immer davon geträumt, in meinen Geschichten zu leben, und mich mit den Hauptpersonen anzufreunden. Das war natürlich unmöglich, aber irgendwie glaubte ich immer daran: an die »Parallelwelt Papier«. Wenn man ein Buch aufschlägt, sofort von den Worten gefesselt ist, und einfach nicht mehr davon loskommt, das ist doch Magie, oder?

Letzten Monat habe ich meine Mutter danach gefragt. Sie sagte, ich solle mir keine Gedanken über solch unnütze Dinge machen und mich lieber um die Schule kümmern.

Ich finde nicht, dass das unnütz ist. Es ist eine berechtigte Frage, denke ich, ich meine, was bringt Menschen dazu, stundenlang über einem Text zu brüten, wenn ihnen das nichts gibt?

Ich frage mich immer, was in den Menschen vorgeht, die mit ihren Worten Millionen von Menschen mitreissen. Sie müssen vollkommen gefüllt sein mit Magie.

Oh mein Gott, wie die Zeit vergeht, ich habe ja noch einen Text zu schreiben ...

### Farbenblind

Die Blätter raschelten im Wind, die Sonne schien immer wieder auf Amelies Gesicht. Amelie war ungefähr zwölf, dreizehn Jahre alt und lag mitten in einer Wiese auf dem Boden. Sie atmete ruhig und hielt die Augen geschlossen. Wie es schien, schlief sie. Amelie hatte dunkelbraunes, volles Haar, das ihr bis auf die Schulter reichte. Sie war auffällig gekleidet, mit ihrem gepunkteten Rock und ihren orangen Strumpfhosen. Trotzdem, man sah sie kaum. Das Gras war so hoch, dass sie, wenn man nicht gleich neben ihr stand oder von oben herabsah, gut geschützt und kaum sichtbar zwischen den Gräsern versteckt war.

Weit hinten, am anderen Ende der Wiese, sass ein alter Mann auf einer rot angestrichenen Bank. Der Mann trug einen Hut und hielt einen Stock in der Hand. Er war der Einzige, der wusste, dass Amelie auf der Wiese lag und schlief. Na ja, mag sein, dass ein Vogel, oder zumindest ein Käfer Amelie auch beobachtet hatte, als sie kam.

Aber wissen, was in ihrem Kopf vorging, das taten weder der Käfer, der Vogel noch der alte Mann. Das wusste nur Amelie.

»Ich hab's gewusst!«, zischte Lukas Amelie zu. »Der rote Adler sitzt schon wieder da oben und beobachtet uns!«

Amelie warf ihm einen genervten Blick zu. »Erstens, der Adler ist gelb, und zweitens tut er uns nichts!«

Lukas war farbenblind und klein, sehr klein für sein Alter. Er hatte wuschelige, schwarze Haare und gelbe Augen. Er und Amelie trafen sich oft am selben Ort. Hier am Fluss unter der alten Weide. Der Adler, der gelbe Adler sass immer auf demselben Ast und schaute die beiden Kinder aufmerksam an. Er wusste alle Geheimnisse der beiden. Alle.

»So, was hast du mir heute wieder zu erzählen?«, fragte Amelie.

Lukas überlegte und antwortete dann: »Die blauen Zwerge sind wieder hier. Sie wollen uns überfallen.«

Amelie erschrak. »Echt?«

Lukas nickte. »Alles wollen die von uns stehlen. Alles.«

Amelie sah sie mitleidig an. »Und könnt ihr nichts dagegen machen?«

Lukas schüttelte den Kopf. Plötzlich erstarrte er und zeigte mit zitternder Hand auf etwas hinter Amelie. Amelie drehte sich um. Sie sah einen grünen Zwerg auf sie zustapfen.

»Was ist daran so schlimm?!«, fragte sie Lukas.

»Ein blauer Zwerg!«, wimmerte der leise.

Amelie, die vorhin noch ruhig geschlafen hatte, wachte plötzlich auf und ihr Herz klopfte wild. Beunruhigt sah sie sich um, stand dann auf und lief Richtung Strasse davon.

Als sie bei ihrem Haus ankam, klopfte sie an die Haustüre. Eine Frau mit einer gelben Schürze öffnete. Anscheinend Amelies Mutter.

»Wo warst du so lange, mein Kind?«, fragte sie.

Amelie zuckte mit den Schultern. »Bei einem Freund«, antwortete sie.

Amelie trat hinter ihrer Mutter ins Haus. Sie blieb nicht lange bei ihrer Mutter. Sie ging in ihr Zimmer und fing an zu lesen.

»Ich mache mir Sorgen um Amelie«, sagte Amelies Mutter in der Küche zu ihrem Mann.

Er schaute von der Zeitung auf und blickte seiner Frau tief in die Augen. »Mit Amelie ist alles in Ordnung. Jedes Kind zieht sich manchmal zurück«, sagte er.

»Amelie sagt jedes Mal, wenn sie nach Hause kommt, sie wäre bei einem Freund gewesen. Aber, soweit ich weiss, hat Amelie keine Freunde in unserem Wohnviertel.«

Ihr Mann hörte nicht mehr zu, er war schon wieder in seine Zeitung vertieft.

An nächsten Morgen wachte Amelie früh auf. Es war noch dunkel draussen, als sie in ihre Schuhe schlüpfte und vor die Haustüre trat. Amelie lief weiter und weiter, die Strasse entlang, bis sie auf der Wiese ankam. Sie legte sich am selben Ort hin, wo sie auch gestern war und schloss die Augen.

»Lukas! Lukas, wo bist du?« Amelie rief in die Dunkelheit.

Keine Antwort. Sie setzte sich hin und lauschte. Da! Von Weitem waren Schritte zu vernehmen. Amelie sprang auf und strengte ihre Augen an.

»Amelie!«, keuchte Lukas ausser Atem. »Die blauen Zwerge haben uns überfallen!«

Amelie schloss Lukas in ihre Armen. »Du wirst sehen, alles wird gut.«

Lukas schaute Amelie mit grossen Augen an.

»Na klar. Komm mit in meine Welt, dort gibt es keine blauen Zwerge«, sagte Amelie aufmunternd.

Lukas nickte und klammerte sich an Amelie.

»Schliess die Augen und halt dich fest!«, sagte diese.

Amelie öffnete die Augen. Neben ihr stand Lukas. Auch Amelie erhob sich und klopfte sich das Gras von den Kleidern. »Ich bringe dich nach Hause. Komm mit!« Sie nahm Lukas an der Hand und marschierte los.

»Und deine Eltern?«, fragte Lukas.

Amelie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ach die. Die sehen dich nicht. Die sind blind.«

Als die Kinder zu Amelies Haus kamen, schlichen sie auf leisen Sohlen ins Haus und weiter in Amelies Zimmer. Lukas bewunderte es.

Schon bald klopfte es an der Zimmertüre.

Amelies Vater betrat das Zimmer. »Hei, Amelie, hast du mich nicht gehört? Es gibt Frühstück!«

Amelie stand auf und folgte ihrem Vater ins Esszimmer. Lukas kam zögernd hinterher.

»Amelie, erzähl, zu was für einem Freund gehst du so oft?«

Amelie warf Lukas einen vielsagenden Blick zu. »Ich gehe zu Lukas. Er sitzt hier am Tisch.«

Mutter verdrehte die Augen und Vater schüttelte lächelnd den Kopf.

Nach dem Essen liefen Amelie und Lukas nach draussen.

»Siehst du? Sie taugen nichts. Sie haben dich nicht mal bemerkt.« Amelie kickte wütend eine leere Coladose weg. »Hier gibt es keine blauen Zwerge, dafür idiotische Eltern!«

Lukas schaute Amelie böse an. »Du, deine Eltern kann man nicht mit den blauen Zwergen vergleichen! Ehrlich!«

Amelie und Lukas sprachen noch eine Weile über Eltern, blaue Zwerge, gelbe und rote Adler. Wie sie so sprachen und Lukas Amelies Eltern verteidigte, sah Amelie Mutter und Vater nicht länger als lästige Begleitpersonen, sondern als Ratgeber und Unterstützer. Sie nahm sich vor, in Zukunft netter und geduldiger mit ihnen zu sein.

Ein paar Tage waren so vergangen, als Lukas zu Amelie sagte: »Amelie, ich glaube, die blauen Zwerge sind fort. Ich will zurück zu meinen Eltern.«

Amelie nickte nur, und Lukas verschwand. Eine Weile starrte sie auf den Ort, wo eben gerade noch Lukas gesessen hatte. Dann sprang sie auf, öffnete die Türe des Zimmers und stürmte in die Küche. Sie gab ihrem Vater einen dicken Kuss und sprang ihrer Mutter in die Arme.

## Goldene Zeiger

Von Weitem sieht man eine Kirche. Eine ganz normale Dorfkirche. Geht man näher heran, wird sie immer grösser. Immer imposanter und eindrucksvoller. Steht man genau davor, ist sie riesig. Eine grosse Uhr mit einem dunkelroten Zifferblatt. Ein kreisrundes Zifferblatt mit goldenen römischen Zahlen und goldenem Zeiger. Die Zeiger sind beide angespitzt und leicht

verschnörkelt. Sie sind beide, selbst der kleine Zeiger, so gross, dass man, oder zumindest ich, sie mit keiner Grösse definieren kann. In der Mitte, wo die beiden Zeiger zusammen befestigt sind, ist eine Sonne abgebildet, am Ende des grossen Zeigers ein Mond und am kleinen ein Stern. Das soll wohl darstellen, wie die Zeit vergeht. Am Tag die Sonne, die Sterne, und der Mond in der Nacht. Jeden Tag komme ich und setze mich auf die Bank vor der Kirche und betrachte sie. Obwohl ich noch nie in der Kirche war, kommt es mir vor, als würde ich sie schon ewig kennen. Als wäre sie mein eigenes Zimmer. Auch die Bank, die ich ab und zu mit Tauben oder Spatzen teile, ist ein geheimnisvoller Ort. Es ist so ruhig hier. Ich kann, sobald ich auf dieser Bank sitze, den ganzen Alltag, die lärmenden Autos und den Gestank des Abgases vergessen. Hinter den Zeigern gibt es ein Fenster. Ich habe das Gefühl, dort speichern sich meine Geschichten. Ich bin nicht die Einzige, die sich heute mit Block und Bleistift vor der Kirche postiert. Eine Frau mit grauen Haaren, aber einem ganz und gar nicht runzeligen Gesicht setzt sich auf einen mitgebrachten Campingstuhl. Hin und wieder treffen sich unsere Blicke.

Eine Katze springt neben mir auf die Bank, und die Tauben fliegen auf. Sie reibt ihren Kopf an meiner Schulter. Als sie merkt, dass ich mit Schreiben beschäftigt bin und keine Zeit habe, sie zu streicheln, geht sie mit kleinen Schritten beleidigt davon. Die Kirchturmuhren schlägt Elf Mal, ich habe mitgezählt. Meine Nachbarin packt ihre Sachen und klappt den Campingstuhl zusammen. Als sie um die Ecke biegt, merke ich, dass sie ein Blatt Papier liegen gelassen hat. Ich hebe es auf. »Hin und wieder treffen sich unsere Blicke. Das Mädchen hat schöne Augen. Katzenaugen.« So steht es auf diesem Blatt geschrie-

ben. Ich merke, dass ich damit gemeint bin. Ob die geheimnisvolle Frau morgen wieder kommt?

## **Betrachtungen einer Kuh**

Es ist schon ziemlich dunkel. Die Zweibeiner würden jetzt auf etwas an ihrem Handgelenk deuten und eine ganz genaue Zeit in ihrer Sprache angeben. Ich kenne diese Regelungen nicht. Für mich ist es entweder hell, dunkel, ziemlich dunkel oder ziemlich hell. Das reicht.

Der Herr, bei dem ich wohne, ist auch ein Zweibeiner. Er hat keine Haare, auch nicht auf dem Kopf, wie es sonst bei Zweibeinern so üblich ist. Er hat mich, meine Mutter und meine Schwester auf die grosse Wiese hinter unserem bescheidenen Stall geschickt. Er dachte wohl, er würde uns eine Freude machen. Aber das stimmt nicht. Die Schafe haben das Gras schon so abgefressen, dass die Wiese beinahe wie der Kopf unseres Herrn aussieht. Deshalb streckte ich mein wohlgeformtes Haupt zwischen den zwei Drahtleinen hindurch, die die »Wiese« umzäunen. Denn ausserhalb der »Wiese« gibt es Gras. Dorthin dürfen keine doofen Schafe, die einem das Gras wegessen. Mit diesen Schafen habe ich sowieso dauernd Streit. Letzte Woche zum Beispiel, da sagte ausgerechnet das hässlichste zu mir, mein Fell sei extrem fettig. Dabei hat es Augen, die die gleiche Farbe haben wie Hundepisse. Also, so viel zum Thema Schafe.

Ein Zweibeiner kommt angelaufen. Der hat Haare auf dem Kopf. Ich ziehe mein wohlgeformtes Haupt aus der Umzäu-

nung und gucke ihn an. Er mich auch. Besser gesagt, er starrt mich an. Als ich merke, dass an ihm nichts anders ist als an den üblichen Zweibeinern, wende ich den Blick wieder den Grashalmen zu. Ich versuche weiter, mit meiner Zunge das nicht allzu weite, aber für mich unerreichbare Grasbüschel zu erwischen. Der Zweibeiner hat wohl meine Probleme bemerkt und reisst das Büschel ab. Er wirft es mir ins Gehege. Während ich das Büschel genüsslich verspeise, krault er mich am Kopf. Ehrlich gesagt, ich kann das nicht ausstehen, aber solange er mir immer mehr Gras reinwirft, lässt es sich aushalten. Nach einer Weile, jetzt ist es richtig dunkel, kommt ein Kasten auf vier runden Dingern angerollt. Mein Herr nennt diese Kästen Autos. Der Zweibeiner läuft zum Auto und öffnet eine Tür. Ich höre Worte in der unverständlichen Sprache der Zweibeiner, bevor die Tür zugeknallt wird. Das Auto fährt davon. Mit ihm der Zweibeiner. Ich seufze. Für mich heisst das, wieder den Kopf durch den Zaun strecken und mit meiner Zunge nach Grasbüscheln angeln.

## **Mein Baumhaus**

Ich sitze in meinem neuen Baumhaus. Ich habe es mit meinem Vater und meinem Freund gebaut. Es ist sehr hoch. Bestimmt drei Meter über dem Boden. Wir haben es vor einer Woche fertig gebaut, und es sieht prächtig aus, mit den festen Holzänden und den karierten Vorhängen hinter den Fenstern. Das Baumhaus ist zwischen zwei Bäumen gebaut. Wir leben in einer Siedlung, zu der auch ein Wald gehört, von daher ist es nicht weit von unserem Haus entfernt. Heute ist ein schöner

Tag. Die Vögel zwitschern. Die Stimmung ist herrlich im Baumhaus. Die warme Abendsonne schimmert durch die grünen Blätter, und es duftet nach Harz. Ich werde heute das erste Mal in dem Baumhaus übernachten, ganz alleine. Mein Freund ist in den Ferien, und Papa muss auf meine kleine Schwester aufpassen. Ich heisse Max und bin acht Jahre alt. Meine Matratze habe ich schon heraufgeschleppt und die Decke auch. Ich habe es mir bequem gemacht und warte, bis es dunkel wird. Eine Amsel fliegt auf den Fenstersims. Sie ist hübsch, mit ihren glatten, glänzenden Federn. Ich schaue in ihre schwarzen, kugelrunden Augen und sehe, wie ich mich darin spiegle. Sie schaut in meine. Dann hüpfte sie ins Baumhaus, und mit jedem Hüpfen kommt sie mir näher. Ich strecke meine Hand nach ihr aus. Die Amsel bleibt stehen. Ich ziehe meine Hand zurück unter die Decke, und die Amsel fliegt auf und aus dem Fenster.

Mittlerweile ist es dunkel geworden. Die Sonne ist untergegangen. Ich ziehe die mir die Decke bis unter die Nase, um sie anschliessend wieder bis zu den Knien abzu trampeln. Die Luft ist schwül und riecht nach Sommerregen. Ich stehe auf und gehe ans Fenster meines Baumhauses. Hier ist die Luft reiner und frischer. Ich kann die Sterne und den Mond erkennen. Weit weg ruft ein Kauz mit seiner fast menschlichen Stimme. Es raschelt. Unter dem Baumhaus scheint ein Tier zu sein. Nach dem Geräusch zu urteilen, ist es grösser als eine Katze, aber kleiner als ein Hund. Vielleicht ein Fuchs? Langsam entfernen sich die Schritte, das Geraschel. Ich lege mich wieder auf die Matratze. Ich decke mich nicht mehr zu. Ich schliesse die Augen und fange an, von Füchsen und Amseln zu träumen.

## Wirkungsvoll

»Der einzigartige Anti-Insekten-Spray ist sogar für die hartnäckigen Heuschrecken eine grosse Gefahr!«

Angelina lehnte sich gelangweilt auf dem Sofa zurück. Der Fernsehmoderator erzählte diesen einen eingeübten Satz heute mindestens zum fünften Mal. Er hatte eine unangenehm hohe Stimme.

Die computergemachte Heuschrecke sperrte im Fernseher die Augen weit auf und schrie aus Leibeskräften, bevor sie mit dem Anti-Insekten-Spray besprüht wurde. Angelina schnappte sich die Fernbedienung und schaltete den Fernseher ab. Seufzend erhob sie sich und schlurfte aus dem Wohnzimmer in die Küche. Sie nahm sich eine Packung Chips. Nachdem sie die halbe Packung gegessen hatte, kam ihr in den Sinn, dass sie ihrer Mutter versprochen hatte, eine halbe Stunde Mathe zu üben. Angelina fluchte leise. Mit eiligen Schritten ging sie nach oben in ihr Zimmer. Sie zog das Mathematikheft aus ihrer Schultasche und liess die Tasche anschliessend auf ihr Bett fallen. Mit gelangweiltem Gesichtsausdruck zog sie sich den Stuhl an ihr Pult und öffnete das Heft.

Angelinas Eltern gingen heute Abend in das Kino und würden erst nach Mitternacht wieder zurückkommen. Angelina starrte auf die Aufgaben, ohne richtig etwas zu sehen. Die Zahlen verschwammen vor ihren Augen. Angelina konnte sich nicht konzentrieren, das merkte sie und entschied sich, erst mal zu schlafen. Angelina klappte ihr Matheheft zu und warf es mit einem dumpfen Aufprall auf den Teppich.

Nachdem sie sich so schnell wie möglich ihre Zähne geputzt und ihr Pijama angezogen hatte, kroch sie unter die Bett-



decke und löschte die Nachttischlampe. Angelina drehte sich zur Wand und erblickte schräg über ihr an der Decke eine langbeinige Mücke mit nur noch einem Flügel. »Fall mir bloss nicht auf den Kopf, und wehe, wenn du mich stichst, du hässliches Tier!«, dachte Angelina. Kurz, bevor sie einschlief, murmelte sie kaum hörbar: »Der einzigartige Anti-Insekten-Spray wäre wohl doch nicht ganz und gar unnütz.«

## Unterwegs, für immer

Letztes Jahr ist etwas geschehen, das mein Leben verändert hat. Damals war ich zu beschäftigt mit mir selbst und all dem, was geschehen ist, um alles in einem Tagebuch festzuhalten. Deshalb sitze ich jetzt hier, an diesem Tisch unter Pinien. Ich halte den Bleistift, den mir Rosanna geliehen hat, in der Hand und bin daran, alles Tolle, Traurige und Aufregende vom letzten Jahr nachträglich auf Papier festzuhalten.

Alles fing an damit, dass mein Vater fürchterlichen Streit mit unserem Wohnungsvermieter hatte. Ich war in meinem Zimmer gleich neben meiner Schwester Ronja und lauschte. Ich war damals zehn Jahre alt und konnte kaum glauben, dass mein Vater so laut schreien konnte.

»Im Moment haben wir eine Krise, und ich kann nichts dafür, wenn das Geld nicht pünktlich auf die Stunde genau hier ist!«

»Ihre Miete muss pünktlich bezahlt werden, und damit basta! Was kann ich dafür, dass Sie all Ihr verdientes Geld für Zigaretten und Bierflaschen ausgeben!«

Darauf ertönte ein erstickter Schrei, ein lautes Poltern, und ich wusste, dass Vater sich auf den Vermieter gestürzt hatte.

Ich warf mich aufs Bett, kroch unter meine Decke. Enu, der Hase, den nur ich sehen konnte, schmiegte sich an mich, und ich presste meine Hände auf meine Ohren und schloss die Augen, damit ich nichts mehr von diesem Streit mitbekam.

Ich musste dann wohl eingeschlafen sein, jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, wie dieser Streit geendet hatte. Noch am selben Abend jedoch kam meine Mutter in mein Zimmer und befahl mir, all meine wichtigen Sachen zusammenzupacken. Ich war verwirrt, aber tat, was sie von mir verlangte. Ich packte mein Lieblingsbuch »Löcher« ein, meine geheime Süßigkeitenschachtel, mein bestes T-Shirt, meine schönsten Jeans und befahl Enu, sich immer neben mir zu halten.

Es war schon dunkel, als wir, Mutter, Vater, Ronja und ich, hinaus auf die Strasse traten.

»Was machen wir jetzt?«, fragte ich ängstlich und hielt Enu ganz fest, da er zitterte.

Aber mein Vater brummelte nur etwas Unverständliches, und Mutter schaute mich genervt an. Also presste ich mein Gesicht in Enus Fell und schwieg, während mein Vater die Haustür schloss.

Dann tat er etwas, das ich sehr lange nicht verkraften konnte. Er schleuderte unseren Hausschlüssel mit dem Anhänger, den ich ihm zum letzten Geburtstag gemacht hatte, in den Nachbargarten.

Ich fing an zu weinen, aber Ronja und meine Mutter warfen mir nur böse Blicke zu. Wir liefen Vater hinterher, zu unserem alten Wohnmobil, das wir seit vier Jahren nicht mehr benutzt hatten. Meine Mutter öffnete die Tür, und ich und Ronja stiegen wortlos ein. Enu hielt ich immer noch in den Armen. Er hatte aufgehört zu zittern. Vater und Mutter stiegen vorne ein.

Der Motor heulte auf, und unser Wohnmobil rollte davon, in Richtung Autobahn. Ich fragte ein zweites Mal, wohin wir denn nun gingen, aber Mutter sagte nur, ich solle jetzt endlich still sein und schlafen.

Als ich wieder erwachte, war es heller Tag, ungefähr neun Uhr. Wir alle waren immer noch im Wohnmobil, aber jetzt fuhr Mutter, und Vater schlief auf dem Beifahrersitz. Ich stellte wieder die gleiche Frage, wohin wir denn nun fuhren. Aber Mutter seufzte bloss laut ... und schwieg. Also beschloss ich, diese Frage nun nicht mehr zu stellen. Ich sah aus dem Fenster und sah, dass sich die Landschaft verändert hatte. Ich sah keine Hochhäuser oder Häuserblöcke mehr. Ich sah Weinfelder, Wälder, dürres Gras und zwischendurch kleine Häuser, die aus Steinen gebaut schienen. Ich holte tief Luft, um trotz allem noch einmal zu fragen, aber Ronja guckte mich warnend an. Also beschloss ich, mir selbst auszudenken, was wir machten, wo wir uns befanden und wohin wir unterwegs waren.

Enu behauptete, wir wären in Afrika, aber ich sagte, nein, wir seien in Spanien, dort hat es so trockenes Gras.

Aber wir waren weder in Spanien, noch in Afrika. Wir waren in Frankreich. Ich fand es eine halbe Stunde später heraus, als wir an einem Ortsschild vorbeifuhren. Ronja übte immer französische Wörter, die sie aufschreiben musste, deshalb wusste ich, wie die französische Sprache aussah.

Enu war der Meinung, dass wir hierhin fuhren, um uns einer französischen Mafia-Bande anzuschliessen. Aber das konnte nicht sein, denn Mafia-Banden gab es nur in Italien. Deshalb einigten wir uns darauf, dass wir hier in Frankreich auf dem Weg seien, um das Königreich zu suchen, wo wir dann von einer hübschen Prinzessin empfangen würden. Dann stritten

wir uns noch darüber, wer von uns die Prinzessin heiraten dürfe. Die Zeit verging. Es wurde Mittag, Abend, Nacht, und wieder Morgen.

Bei jeder Mahlzeit, die wir zu uns nahmen, hielten wir an Waldrändern, Tankstellen oder Parkplätzen an. Es ging ungefähr eine Woche, und ich fragte mich, ob wir das Königreich überhaupt noch finden würden. Enu war der Meinung, dass es sich meine Eltern doch noch anders überlegten und lieber ohne Prinzessin leben möchten.

Ich fand das eine traurige Theorie, da die Prinzessin ja so schön war, aber sie klang leider logisch.

Am nächsten Abend fanden mein Vater und meine Mutter einen Rastplatz in einer Waldlichtung. Es war ein Naturschutzgebiet und deshalb verboten, dort zu wohnen, aber meine Eltern störte dies nicht weiter. Ich fand das schlimm, denn meine Lehrerin sagte immer, dass wichtige Regeln eingehalten werden mussten. Aber Enu redete mir ein, dass wir bestimmt die Erlaubnis der hübschen Prinzessin gekriegt hatten. Da beruhigte ich mich wieder. Wir blieben lange dort. Meine Jeans wurden mir zu kurz und mein T-Shirt zu eng. Ich konnte immer noch kein Wort Französisch, und das erschwerte die ganze Sache. Mutter, Vater und Ronja hatten es in der Schule gelernt, aber ich war gerade mal in der vierten Klasse, und Französisch lernt man erst in der fünften. Meine Mutter schickte mich einkaufen, aber als mich die Verkäuferin etwas fragte, hatte ich nichts verstanden und rannte weinend zum Wohnmobil. Ich bekam zwei Ohrfeigen, rechts und links. Ich kam schliesslich ohne Einkäufe heim.

Eines Tages kam Ronja aus dem Wald in dem Wagen gerannt und redete wild auf Vater ein. Ich verstand sie nicht, Enu

sang mir im selben Moment ein Lied vor. Darauf schaute Vater unruhig umher und rief uns zu, wir sollten sofort einsteigen. Als wir alle in unserem alten Wohnmobil sassen, startete er den Motor und fuhr los. Es wurde immer schneller, und ich guckte zurück. Ein Mann stand auf der Lichtung, winkte wie wild mit den Armen und schrie uns hinterher.

»Aber«, sagte ich, »wir haben doch die Erlaubnis der Prinzessin, wir müssen hier nicht fort!«

Ronja zeigte mir den Vogel, und ich schwieg. Dass sie immer alles besser wissen muss!

Unser nächster Halt war auf einem Parkplatz eines Supermarktes.

»Hier ist es nicht schön, aber erlaubt«, sagte Vater.

Nein, schön war es wirklich nicht. Geteerter Boden, Zigarettenrauch, Abgase, Hochhäuser, Autobahnen. Es kam mir beinahe vor, als wären wir wieder zurück in unserer alten Heimat.

Mutter kaufte Ronja eine neue Haarspülung. Und überhaupt kaufte sie sehr vieles. Sie hing den ganzen Tag im Supermarkt herum, und das erste Mal seit langer Zeit schien sie wieder richtig glücklich.

Ganz im Gegenteil zu Vater. Der trank sehr viel Bier. Am Abend fing er dann an zu heulen, um sogleich wieder zu lachen. Sein Atem stank nach Alkohol, als ich ihm einen Kuss geben wollte. Er wankte draussen vor den anderen Autos herum und schlug deren Fensterscheiben ein. Er grölte herum wie diese Männer, die ich damals sah, als ich mit ihm spät in der Nacht von einem Boxkampf heimkam.

Bald darauf klopft ein Polizist an unseren Wagen. Er war sehr nett, und ich verstand nicht, weshalb Mutter sehr bleich

wurde und ihm die Tür vor der Nase zuschlug. Sie befahl Vater, den Motor zu starten.

Wir fuhren so schnell wie noch nie in meinem Leben auf der Autobahn. Immer weiter, bis es dunkel wurde. Wir fuhren sehr lange. Nächte und Tage vergingen. Mutter weinte dauernd, und Vater hörte nicht auf zu trinken.

Wir mussten einen jämmerlichen Anblick geboten haben. Jedenfalls kam, als wir uns bei einer Tankstelle die Beine vertrat, eine sonderbare Frau auf uns zu. Sie war klein und runzlig. Sie trug einen weiten gepunkteten Rock und eine weisse Bluse. Sie nahm meine weinende Mutter in die Arme, einfach so. Dann flüsterte sie ihr etwas ins Ohr. Mutter nickte und lächelte.

Ich und Enu fanden diese Frau seltsam. Ronja anscheinend auch. Sie rief Vater, der aber wieder einmal zu nichts zu gebrauchen war. Er wankte, kicherte und warf sich aufs Bett in unserem Wohnmobil. Mutter, die Frau und auch ich, Enu und Ronja stiegen ein. Mutter warf den Motor an, und die seltsame Frau erklärte meiner Mutter auf Französisch den Weg.

Nach ungefähr einer Stunde hielten wir vor einem grossen Bauernhof. Er war umgeben von einem riesigen Pinienwald, auf der linken Seite des Hofes grasten zwei Pferde. Wir stiegen alle aus, ausser Vater, der benommen auf dem Bett liegen blieb. Die Frau, die Ronja und mir bis jetzt keinerlei Beachtung schenkte, wandte sich an uns. Sie lächelte uns an und fragte etwas auf Französisch.

»Oskar et Ronja«, antwortete Ronja.

Mir wurde klar, dass sie nach unseren Namen gefragt hatte. Die Frau erklärte etwas, und ich warf Ronja einen fragenden Blick zu.

»Sie sagt, sie wohne hier ganz alleine und möchte, dass wir ihr Gesellschaft leisten und bei ihr einziehen«, sagte sie mir.

Mutter strahlte, Ronja lachte vergnügt, und ich zuckte bloss mit den Schultern. Doch als die Frau mir zuzwinkerte und mich anlächelte, wusste ich, dass diese Frau uns allen das Glück und die Freude zurück in unsere Herzen gehaucht hatte.

Nach einigen Tagen hatten Mutter und Vater sich erholt und strahlten wieder. Enu verschwand nach zwei Wochen, um in die weite Welt zu ziehen, und auf wundersame Weise fehlte er mir kein bisschen. Und ich weiss, dass weder ich, Vater, Mutter oder Ronja jemals wieder von Rosanna wegziehen möchten.

*Dieser Text wurde mit dem 1. Preis im schweizweiten  
Literaturwettbewerb »Untermweg« ausgezeichnet.*



## ANDREA KNECHT

---

16 Jahre

### Fernweh

Efeu rankte sich an der hellgelben Fassade hinauf und hinterliess feine Risse darin. Von den Fensterläden blätterte die graue Farbe ab.

Unser Haus lag direkt an der Bahnlinie. Nachts ratteten die Güterzüge vorbei, und der Efeu flatterte im Luftzug.

Mein Zimmer war im dritten Stock unter dem Dach.

Abends lag ich oft im Bett, starrte an die dicken Balken und lauschte den Geräuschen des Hauses.

Manchmal stand ich auf und ging zum Fenster. Ich lehnte mich hinaus und wartete auf die Züge.

Meist hörte ich sie, bevor ich sie sah. Ein hohes Sirren – und dann brausten sie vorbei. Vorbei an unserem Haus, auf fremde Orte zu, von denen ich nur träumen konnte.

Die Schienen führten über flaches Land, das im Sommer wie ein Flickenteppich aussah. Gelbe Kornfelder, angrenzend an saftig grünen Mais, dunkle Äcker. Die Hitze breitete sich darüber aus, die warme Luft duftete nach Heu, und die Feldwege waren staubig trocken.

Ich mochte den Sommer. Das war die Zeit, in der wir im Garten sassen, Mama, Papa und ich. Wir assen Wassermelone und brieten Maiskolben auf dem Grill.

Das war die Zeit, in der ich über das flache Land ging, immer den Schienen entlang. Ich ging nach Süden, mit dem Gedanken, irgendwann an einen Ort zu kommen, an dem es nach Fisch und Algen riechen würde.

Ich war nicht in dem hellgelben Haus geboren.

Aber an die Wohnung mitten in der Stadt am Meer konnte ich mich nicht mehr erinnern. Meine Eltern hatten mir davon erzählt. Von der Dachterrasse, die einen die ganze Stadt überblicken liess, aber auch, dass kaum Platz war in der Wohnung und dass Papa auf der Küchenbank geschlafen hatte.

Ich mochte das Haus an der Bahnlinie, doch ich sehnte mich nach der Stadt am Meer. Manchmal, wenn Mama mich ins Bett brachte, erzählte sie mir von den Schiffen im Hafen und dem guten Essen dort.

Das waren diese Nächte, in denen ich am Fenster stand und auf die Züge wartete.

### Alexis

Er ist im August zur Welt gekommen.

Es war Juli, 30 Grad heiss, wenn nicht sogar 35.

Und ich im neunten Monat.

Literweise Wasser habe ich damals getrunken. Mein Rücken hat geschmerzt, und die Beine konnte ich kaum vom Boden heben.

Als der Junge dann da war, war ich überglücklich. Ein richtiger Junge war er, klein zwar, aber Hände hatte der, richtige

Pranken. Zwei Meter könne er werden, hat die Schwester damals gesagt.

Jonas hat sich nicht gefreut.

Natürlich hat er mir das nicht gesagt, aber ich habe es gespürt. Er trug seinen Sohn wie irgendein Kind auf dem Arm. Wenn ich mit dem Kleinen sprach, schaute mich Jonas ungeduldig an, als wollte er sagen: »Es versteht dich sowieso nicht, was machst du dir die Mühe?« Und als ich sagte, ich wolle ihn Alexis taufen, zuckte er mit den Schultern und sagte: »Wenn du meinst.«

Er nahm es mir übel, wenn ich das Baby streichelte und an ihm roch. Er war eifersüchtig auf seinen eigenen Sohn. Jonas benahm sich wie der 18-Jährige, der er war, nicht wie ein Vater.

Ich kam mir um Jahre älter vor. Ich war Mutter.

Er wusste nicht, was ein Vater zu tun hatte, er hatte nie einen gehabt.

Und seine Mutter war dick, richtig dick, und sass den ganzen Tag auf dem Sofa.

Jonas sprach nicht mit mir über seine Familie. Aber ich kann mir schon denken, warum der Vater seine Mutter verlassen hatte.

Mutter hatte aufgehört, mit mir zu sprechen, und Vater tat, wie immer, dasselbe wie sie.

Ich hätte den Laden übernehmen können.

Und jetzt das. So jung ein Kind.

Ich hatte ihnen gesagt, ich wolle auch nicht halbtags arbeiten. Nicht denselben Fehler machen wie sie. Da waren sie beleidigt.

Meine Eltern kamen nicht zur Taufe.

Für mich war die Taufe wichtig, schliesslich sind wir Christen eine grosse Familie, und Alexis sollte auch dazugehören.

In den folgenden Monaten wurde im Dorf eine Menge getratscht. Nicht, dass ich nichts davon gewusst hätte.

Vor allem, nachdem ich Jonas rausgeworfen hatte.

Die Grite war die Schlimmste. Sie tratschte sogar, wenn ich in ihrer Nähe war.

Die Grite war unsere Nachbarin. Sie musste gesehen haben, wie Jonas versucht hatte, Alexis zu baden. Jonas stellte sich ungeschickt an, und der Junge weinte. Jonas hielt ihm den Mund zu.

Sie erzählte herum, Jonas hätte versucht, meinen Alexis zu ertränken. Er hätte seinen Kopf in die Badewanne gedrückt, und es sei ein Wunder, dass der Kleine überlebt hätte.

Ihrer Meinung nach wäre das Kind wahrscheinlich besser ertunken.

Ich konnte einfach nicht mit ansehen, wie fremd Alexis Jonas war.

Ich hielt es nicht aus, wie befangen er war, wenn ich mein Baby stillte. Wie peinlich es ihm war, wenn ich vor anderen über Alexis sprach. Wie er das Radio aufdrehte, wenn der Kleine schrie.

So kam es, dass ich mich von Jonas trennte.

Ich selbst konnte nicht genug kriegen von dem Jungen. Seine Haut roch so gut, süsslich, nach Baby eben. Sein linkes Auge tränkte dauernd, das hat er übrigens heute noch manchmal, aber an ihm war auch das schön.

Uns ging es besser, als Jonas weg war.

So sind die Männer, entweder bekommen sie ihre Aufmerksamkeit, oder sie sind beleidigt.

Ich hatte von da an mehr Zeit für Alexis.

Dann tauchte meine Mutter wieder auf.

Egal, was im Dorf geredet wurde.

Es war anders.

Sie wollte ihren Enkel sehen.

Ich zeigte ihr meinen Sohn.

Sie wollte, dass ich wieder arbeiten gehe.

»Ich kann nicht, Mutter, ich hab ein Kind.«

Sie wollte auf ihn aufpassen.

Ich wollte nicht.

Meine Mutter hatte mich oft allein gelassen.

Im Haus. Im Garten. Wenn ich nicht schlafen konnte. Wenn ich Angst hatte.

Immer, wenn ich sie gebraucht hätte –

Ich möchte, dass Alexis weiss, dass er mein Alexis ist.

Dass wir zusammengehören.

Dass ich ihn nie allein lassen werde.

Andere Kinder kamen mir nicht ins Haus.

Ein Kind muss seine Persönlichkeit entwickeln, und das geht einfach nicht in der Herde.

Ich habe ihm immer wieder gesagt, er solle sich nicht beeinflussen lassen.

Mein Junge ist einzigartig.

Und er hat ja mich.

Als Alexis in die Schule kam, zeigte sich, dass er andere Kinder sowieso nicht mochte.

Meine Entscheidung war schon richtig.

Er hatte eine schlechte Lehrerin, sie verstand meinen Jungen einfach nicht.

Sie sagte, er würde die anderen quälen.

Er würde zuschlagen, beißen, würgen.

Dabei hat er sich einfach nur gewehrt.

Sie kümmerte sich zu wenig um ihn.

Sie rief oft an und wollte mit mir sprechen.

Weil er allein war, weil er sich absonderte, weil er keinen Vater hatte.

Unsinn.

Sie mochte ihn einfach nicht.

Diese Frau und ihre Lügengeschichten.

Einfach unglaubwürdig.

Sie haben gespielt, Alexis und dieser Junge. Alexis wusste nicht, dass dieses Kind nicht schwimmen konnte.

Ertrunken ist der Kleine.

Ein Unfall, was sonst.

Hinuntergedrückt, als ob jemand das glauben würde.

## Vater

Mein Vater liebte Kakteen. Sie waren seine Leidenschaft. Ich glaube, er liebte sie sogar mehr als die Menschen. Vielleicht sogar mehr als meine Mutter.

Er hielt zwar manchmal ihre Hand, wenn wir sonntags gemeinsam am Fluss spazieren gingen. Doch es war immer meine Mutter, die nach seiner Hand griff.

Sie starb, als ich 15 Jahre alt war. Ich habe keine Geschwister. Ich glaube, ich war ungewollt. Ich bin mir nicht sicher, ob mein Vater wirklich um meine Mutter getrauert hat. Als sie starb, tat er, als wäre nichts geschehen.

Er lebte seinen gewohnten Tagesablauf weiter. Ohne meine Mutter, ohne mich. Er sass oft lange am Fenster und spritzte hie und da Wasser auf seine Kakteen. Manchmal murmelte er dazu vor sich hin. Ich schlich mich leise an und versteckte mich hinter dem Sofa, um zu hören, was er sagte. Ich hätte es gerne gewusst. Doch er sprach zu undeutlich.

Ich konnte nie verstehen, wieso er seine Kakteen lieber mochte als alle Menschen in seinem Umfeld. Vielleicht, weil sie nichts sagten, weil sie nichts taten, das ihn verärgern konnte. Ich dagegen verärgerte ihn oft. Wenn ich schlechte Noten nach Hause brachte oder beim Nachhausekommen Lärm machte.

Einmal kam ich eine ganze Nacht nicht nach Hause. Ich hatte mich im Gartenhäuschen versteckt, nur um zu sehen, ob mein Vater sich Sorgen um mich machte. Als ich frühmorgens

ins Haus schlich, hoffte ich, er würde auf mich warten und wütend sein. Doch er war schon zur Arbeit gegangen. Er hatte mir nur einen Zettel hinterlassen, in dem er mich bat, Brot zu besorgen.

Finanziell tat mein Vater alles, um mir ein gutes Leben zu ermöglichen. Obwohl er nicht viel verdiente. Er arbeitete als Tischler und hatte seine eigene Werkstatt. Manchmal besuchte ich ihn dort und sah ihm bei der Arbeit zu. Er machte das mit viel Geschick, mit viel Feingefühl. Ich beobachtete, wie er zärtlich über das Holz strich, wie sorgfältig und bedacht er mit dem Messer umging, wenn er seine Möbel mit schwungvollen Schnitzereien verzierte.

Wir redeten nicht viel, mein Vater und ich. Er fragte zwischendurch, wie es in der Schule lief. Ob ich fleissig Geige übte und ob ich Geld bräuchte. Manchmal sahen wir uns tagelang nicht. Oft ass er in seiner Werkstatt und kam abends erst spät heim. Ich hatte schon lange im Bett gelegen und auf seine Schritte im Flur gewartet. Ich wusste immer genau, was er tat, wenn er nach Hause kam. Er hängte seinen Mantel an die Garderobe. Dann schenkte er sich einen Brandy ein, setzte sich in seinen Ohrensessel und sah die Post durch.

Sonntags gingen wir immer zusammen in die Kirche. Das war das Einzige, was wir gemeinsam unternahmen. Mein Vater war streng katholisch, er war in einem kleinen Dorf im Oberwallis aufgewachsen. Er bestand darauf, dass ich jeden Sonntagmorgen um neun Uhr aufstand, eines meiner feinen Kleider anzog und ihn zur Messe begleitete. Ich ging nicht gern zur Kirche, ich konnte mit all dem nichts anfangen. Aber ich hätte es niemals gewagt, mich ihm zu widersetzen und ihn nicht mehr zu begleiten. Also sass ich neben ihm und rutschte unruhig auf



dem harten Holz der Kirchenbank hin und her. Mein Vater sass neben mir und folgte aufmerksam den Predigten des Pfarrers, den Mund zusammengekniffen, den Kopf leicht gehoben.

Erst, als ich von zu Hause ausgezogen war, wagte ich es, aus der Kirche auszutreten. Ich wollte es meinem Vater nicht sagen. Er erfuhr es durch einen Brief von der Gemeinde, der irrtümlicherweise bei ihm landete. Wütend bestellte er mich nach Hause, um mir einen Vortrag über Moral, Disziplin und Gottesachtung zu halten. Doch ich wollte endlich meinen eigenen Weg gehen. Wollte unabhängig sein und das wilde Studentenleben führen, das ich mir immer gewünscht hatte. Ich fuhr zu Musikfestivals, bohrte meine Füsse in den Schlamm, drehte meine langen Haare um die Finger und liess mich mit Bob Marley berieseln. Später zog ich mit meinem damaligen Freund zusammen. Ich hatte ihn in einem Ferienlager in Portugal kennen gelernt. Wir lebten in einer Einzimmerwohnung in Luzern, rauchten Wasserpfeife und wuschen unsere Wäsche in der Badewanne. Wir waren hip.

Mein Vater verstand das nicht. Er verurteile mein neues Leben. Um mir das zu zeigen, rief er mich nicht mehr an.

Nach dem Studium der Anglistik wurde ich Dolmetscherin, was meinem Vater auch nicht passte. Er wollte von anderen Sprachen nichts wissen.

Er war nie gereist. Er konnte seine Kakteen nicht zu lange alleine lassen.

Als meine Tochter zur Welt kam, schickte ich meinem Vater ein Foto von ihr. Er freute sich, obwohl es ein uneheliches Kind war.

Meine Tochter war bereits ein paar Monate alt, als mein Vater uns endlich zu sich einlud. Aber erst wollte er wissen, ob wir sie taufen lassen wollten. Als ich verneinte, geriet er völlig ausser sich. Er wollte seine Enkelin nicht sehen. Es war eine Schande. *Sie* war eine Schande, *ich* war eine Schande. Ich meldete mich nicht mehr bei meinem Vater. Und er meldete sich nicht mehr bei mir. Er schickte mir auch keine spiessigen Weihnachtskarten mehr. Keine lächelnden Engel, kein »Gott segne dich«.

Drei Jahre später, bei der Geburt meines Sohnes, zeigte sich mein Vater plötzlich versöhnlicher. Ich war mit den Kindern ein paar Mal bei ihm. Er war älter geworden, zerbrechlicher.

Die Besuche fühlten sich immer steif an. Mein Vater gab den Kleinen die Hand und bot ihnen Oliven an. Welches Kind isst schon gerne Oliven? Sie durften nichts in der Wohnung ohne sein Einverständnis anfassen, und vor dem Essen bestand er auf ein langes Tischgebet. Er bemühte sich. Aber meine Kinder mochten ihn nie wirklich.

Das allerletzte Mal habe ich meinen Vater auf meiner Hochzeit gesehen. Er sass schweigend in einer Ecke, rauchte eine Zigarre und beobachtete das Geschehen. Er ass nichts vom Buffet, er tanzte nicht. Sein Hochzeitsgeschenk war ein Nähkästchen, das er selber gezimmert hatte. Ich freute mich sehr darüber, denn ich wusste, wie viel Mühe und Arbeit dahinter steckte.

Bald darauf starb er.

An seiner Beerdigung weinte ich nicht. Ich stand einfach nur da und starrte auf den Sarg. Ich überlegte mir, ob seine Hände wohl gefaltet seien. Ob er seine geliebte graue Strickjacke trug.

Zuhause suchte ich nach Dingen, die mir von ihm geblieben waren. Da waren nur das Nähkästchen, ein paar vergilbte Fotos, die wir beim Fotografen hatten machen lassen, und ein Jesuskreuz, das er mir als Teenager einmal geschenkt hatte. Ich legte sie vor mir auf den Boden und kniete mich vor sie hin. Ich suchte in meinem Kopf nach schönen Momenten, die ich mit ihm erlebt hatte. Doch da war nichts.

Ich schaffte es nicht, in seine Wohnung zu gehen, um sie zu räumen. Stattdessen beauftragte ich einen Räumungsservice. Ich hätte es nicht ausgehalten, zurückzugehen. Zu den stacheligen Kakteen, die er mehr geliebt hatte als mich. Ich hätte es nicht geschafft, jedes einzelne Stück in die Hand zu nehmen. Abzuwägen, ob es von Bedeutung war. Entscheidungen zu treffen. Dafür hätte ich meinen Vater besser kennen müssen. Doch er hatte es nicht zugelassen ...

## Fröhliche Weihnachten

Leise Musik drang in mein Ohr, ein Song aus den 80ern. Ich hatte ihn nie wirklich gemocht. »Einen schönen guten Morgen auch an alle Langschläfer!«, ertönte die unangenehme Stimme des Radiomoderators. Ich seufzte und drehte mich auf die andere Seite. »Es ist Heiligabend, 11.45 Uhr.«

Ich setzte mich erschrocken auf. Heiligabend? Heute war schon Weihnachten? Aus der Küche drang das Geräusch von klappernden Töpfen und Geschirr. Meine Mutter stand wohl schon in der Küche, um den traditionellen Lamnbraten vorzubereiten.

Ich hatte es doch tatsächlich geschafft, die letzten vier Tage im Bett zu verbringen, und so war jegliches Zeitgefühl verloren gegangen. Beinahe hätte ich Weihnachten verschlafen! So konnte das nicht mehr weitergehen ...

Mein Blick schweifte durch das Zimmer. Die Bettdecke war vollkommen zerknittert, überall auf dem Boden lagen zerknüllte Taschentücher. Neben meinem Bett stapelten sich Teller, Tassen und leere Schokoladenverpackungen. Ich runzelte die Stirn. Die letzten Tage waren zwar genau das Richtige für mich gewesen, doch jetzt war Schluss damit.

Genug Selbstmitleid. Genug getrauert. Heute war Weihnachten, und heute war ein guter Tag für einen Neuanfang.

Ich überwand mich, aus dem Bett zu steigen und mein Zimmer aufzuräumen.

In der Küche traf ich auf meine Mutter. Sie warf mir einen erleichterten Blick zu.

»Elena! Ich habe wirklich angefangen, mir Sorgen zu machen. Du hast dich jetzt so lange in deinem Zimmer verschanzt. Meinst du nicht, es wäre allmählich Zeit, wieder unter Leute zu gehen?«

Ich versuchte nur, tapfer zu lächeln, und brachte ein »Ja, schon« hervor.

Dann verschwand ich im Badezimmer. Mein Anblick im Spiegel liess mich beinahe erschauern. Meine Augen waren rot und verquollen, mein sonst so seidig glänzendes braunes Haar stand verfilzt in alle Richtungen ab, meine Lippen waren rissig und aufgesprungen. Hatte ich mich tatsächlich so gehen lassen?

Zwei Wochen war die Trennung mit Timo nun schon her. Nun hatte ich genug geheult, genug gejammert. Es war Zeit,

endlich abzuschliessen. Ich war doch sonst kein Kind von Traurigkeit. Entschlossen lächelte ich meinem Spiegelbild zu. »Du wirst diesen Typen vergessen, Elena. Basta.«

Ich schlüpfte aus meinem Schlafanzug und stieg unter die Dusche.

Eine halbe Stunde später kam ich in ein Handtuch gewickelt aus dem Bad.

Meine Mutter stand sofort vor mir, als hätte sie auf mich gewartet.

»E meglio, tesoro? Geht's dir besser?«, fragte sie und strich mir über die Wange.

Ich nickte.

»Da ist Besuch für dich. Sitzt schon in deinem Zimmer!«, sagte meine Mutter und verschwand wieder.

Mein Herz schlug schneller. War das vielleicht Timo, der nun einsah, dass das alles ein Fehler gewesen war, der sich entschuldigen wollte?

Erwartungsvoll öffnete ich meine Zimmertür.

»Merry Christmas!« Meine beste Freundin Kati kam mir freudestrahlend entgegen.

»Ach, du bist's.« Ich konnte meine Enttäuschung kaum verbergen.

»Na, wen hast du denn erwartet, den Weihnachtsmann? Ich dachte, ich schau mal nach dir und bringe dir bei der Gelegenheit gleich dein Geschenk vorbei.«

Geschenke. Mist. Ich hatte vollkommen vergessen, mich um Weihnachtsgeschenke zu kümmern.

Kati schien meine Gedanken gelesen zu haben. »Keine Angst, von dir erwarte ich gar nichts. Du hast im Moment andere Sorgen.«

Strahlend hielt sie mir ihr Geschenk hin: Ein übergrosser Süssigkeitenspender, auf dessen Oberfläche ein Elchkopf thronte.

Ich schmunzelte. »Super. Für mich als Kaugummifreak genau das Richtige«, meinte ich.

Kati schaute mir tief in die Augen.

»Dir geht's noch immer nicht gut, stimmt's?«

»Dooch ... Mir geht es echt wieder gut. Ich muss jetzt endlich über Timo hinwegkommen. Der hat mich eh nicht verdient.«

Kati nickte. »Recht hast du. Das ist die richtige Einstellung. Vergiss ihn einfach.«

Ich lächelte. Dabei war das alles nicht so einfach. Die sechs wunderschönen Monate, die wir gemeinsam hatten, einfach zu vergessen. Es war alles perfekt. Bis an diesem Donnerstagnachmittag vor zwei Wochen, als er aus heiterem Himmel mit mir Schluss machte. Weil ihm die Zeit für unsere Beziehung einfach fehlen würde. Da wäre es besser, sie zu beenden. Ob wir nicht einfach Freunde bleiben könnten, hatte er mich gefragt. Der Standardspruch schlechthin. Ich liess ihn wortlos stehen. Seither hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Ich selbst war in den letzten Tagen zu betäubt gewesen, hatte mich zu ohnmächtig gefühlt, um mich bei ihm zu melden.

»Hey, es freut mich wirklich, dass du die Kurve nun gekriegt hast«, riss Kati mich aus meinen Gedanken.

Sie umarmte mich. Ich erwiderte die Umarmung.

Sie war eben eine echte Freundin. Ich hatte nicht viele gute Freundinnen. Nur Kati, dann noch Vero, Alice und vielleicht Lynn.

Der Gedanke, nach der Trennung von Timo endlich wieder viel Zeit für meine Clique zu haben, gab mir Halt.

Obwohl ich die Hoffnung nicht aufgeben konnte, dass Timo alles bereute und zu mir zurückkam. Ich erlaubte mir, diese klitzekleine Hoffnung in meinem Herzen zu behalten. Doch das Leben musste weitergehen, ohne Timo.

Plötzlich sah Kati nachdenklich aus. Ich kannte sie eigentlich nicht so. Sie war stets eine so fröhliche Person. Doch jetzt sah sie mich ernst an und fixierte mich mit ihren blauen Augen.

»Ich muss dir was sagen, Elena.«

Ich schluckte. Was kam jetzt?

»Ich weiss, heute ist Weihnachten, vielleicht nicht gerade der richtige Zeitpunkt, dir sowas zu beichten. Aber wir haben das jetzt zu lange vor dir geheim gehalten, und ich halte mein schlechtes Gewissen nicht mehr länger aus. Ich muss es jetzt endlich loswerden.«

Ich merkte, wie mein Mund trocken wurde. Was wollte Kati mir denn so Wichtiges sagen? Und wen meinte sie überhaupt mir WIR?

»Du erinnerst dich noch an das Schulfest im Sommer?«, fing sie an.

»Ja, natürlich. Das war echt ein super Abend.«

»Du bist doch damals eine halbe Stunde weg gewesen ...«

Ich nickte. »Ja, schon. Worauf willst du hinaus, Kati?« Ich wurde langsam ungeduldig.

»Also, hör zu. Als du weg warst, da ... da hatten Vero und Timo was zusammen.«

Bumm. Das sass. Ich starrte Kati an.

»Die beiden hatten genug intus, sie haben geflirtet, und als du dann weg warst, um eine Jacke zu holen, ist es passiert. Und am nächsten Tag war Timo bei Vero zu Hause. Und du kannst dir wahrscheinlich vorstellen, was dort passiert ...«

Ich spürte Katis Mitleid.

»Hör auf!«, unterbrach ich sie. Ich stürmte aus dem Zimmer und schloss mich ins Badezimmer ein. Schnell atmend lehnte ich mich an die kühle Tür.

Vero und Timo. Timo und Vero. Bilder rasten durch meinen Kopf.

Kati klopfte ungeduldig an die Tür. »Komm bitte raus, Elena. Lass uns reden, ja?«

»Was gibt's denn noch zu reden?«, sagte ich matt.

»Bitte, Elena. Es tut mir leid, dass ich es dir nicht gesagt habe. Aber du warst so glücklich mit ihm, ich wollte es nicht kaputtmachen ...«

Ich konnte einfach nicht glauben, was ich da hörte. Vero, die mir so nahe stand, hatte mir ein halbes Jahr die gute Freundin vorgespielt, während meine anderen Freundinnen brav nichts gesagt hatten? Ich fühlte mich so verraten wie noch nie in meinem Leben. Timo hatte mich betrogen. Als wir gerade mal zwei Wochen zusammen waren. Mit Vero, einer meiner besten Freundinnen. Ich verstand es nicht, ich hatte Timo für ehrlich gehalten, hatte mir tatsächlich eingebildet, dass wir glücklich waren.

»Elena, sag doch was.«

Ich drehte mich langsam um und schloss die Tür auf. Kati schaute mich besorgt an. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich fühlte nichts, in mir drin war alles leer, taub. Ich dachte, ich sähe Sterne, als hätte mir jemand mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen.

»Ich muss mich jetzt um meine Weihnachtsgeschenke kümmern«, sagte ich mechanisch und drückte mich an Kati vorbei.

Ich spürte ihren Blick in meinem Rücken.

»Bitte geh jetzt.«

»Kann ich denn noch was für dich tun?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf.

»Gut, dann lasse ich dich alleine. Bitte ruf an, wenn du reden willst«, sagte sie tonlos.

Ich ging in mein Zimmer, setzte mich an meinen Schreibtisch und bastelte Gutscheine für meine Familie. Stundenlang sass ich dort und arbeitete wie verbissen. Dabei fühlte ich einfach nichts.

Doch dann stiess ich auf ein Foto von Timo und mir, das ich tief in meiner Schreibtischschublade vergraben hatte. Und in diesem Moment tat es einfach nur weh. Der plötzliche Schmerz schnürte mir die Luft ab, sodass mir schwindlig wurde.

Ich wusste nicht, von wem ich mehr enttäuscht war.

Von Vero, die unsere Freundschaft verraten hatte? Oder von Timo, der dafür gesorgt hatte, dass unsere ganze Beziehung auf einer Lüge aufgebaut war? Er hatte meine Illusion kaputtgemacht, unsere Zeit wäre glücklich und harmonisch gewesen. Wenn auch mit einem überraschenden Ende. Mit seiner Heuchelei hatte er einfach alles zerstört, woran ich geglaubt hatte.

Sie hatten es alle gewusst. Und ich war die Einzige, die nichts gemerkt hatte.

Ich fühlte mich lächerlich, naiv. War ich tatsächlich so blind gewesen?

Irgendwann holte mich meine Mutter zum Abendessen.

»Elena, das Essen ist bereit. Nonno und Nonna sind gerade gekommen«, sagte sie. Ich nickte.

»Du kannst doch nicht ständig wegen Timo so ein Gesicht machen«, sagte sie sanft und strich mir über das Haar.

Da hatte sie wohl recht. Denn er hatte mich nicht verdient. Jetzt erst recht nicht. Jetzt, wo ich die Wahrheit kannte.

»Er hat mich sowieso nie geliebt«, flüsterte ich.

»Sag doch sowas nicht«, meinte meine Mutter.

Wortlos schob ich mich an ihr vorbei.

Ich schaffte es tatsächlich, den Weihnachtsabend mit meiner Familie zu verbringen: Ich ass ein Stück Lambraten, ich sang bei den Weihnachtsliedern mit, ich lächelte zwischendurch auch und freute mich über meine Geschenke. Doch tief in mir drin fühlte ich mich kalt, ich glaubte noch immer, die Sterne meiner Benommenheit zu sehen.

Ich ging früh schlafen. Meine Familie fragte nicht. Sie liessen mich gehen.

Gerade, als ich unter meine Decke schlüpfen wollte, blinkte das Display meines Handys.

*Vero ruft an.*

Was wollte sie? Ich überlegte nicht lange und nahm ab.

»Hey Süsse, fröhliche Weihnachten!«, zwitscherte sie.

»Danke«, sagte ich.

»Sorry, dass ich dir dein Geschenk nicht mehr vorbeigebracht habe. Ich komme morgen, ja?«

»Dein Geschenk kannst du behalten.«

Vero schwieg überrascht. »Was ist los mit dir?«

»Was ist mit mir los? Das fragst du noch? Ich helf dir mal auf die Sprünge. Sommerfest? Timo?«

»Elena, bitte. Ich wollte das nicht ...«

»Jaja, schon klar. Ist natürlich nur rein zufällig passiert. Deshalb war er am nächsten Tag auch bei dir ...«

»Elena, es tut mir leid ...«

»Ich glaube, mich hat noch nie jemand so enttäuscht.«

Ich legte auf.  
Ich wollte ihre Erklärungen nicht.  
Aber jetzt wusste sie, dass ich es wusste.

Tatsächlich unternahm Vero in den nächsten Wochen und Monaten keinen Versuch, unsere Freundschaften zu kitten und ihren Fehler wieder gut zu machen. Sie kam nicht mehr zu unseren Cliquentreffen, auf dem Schulhof grüsste sie mich kaum noch.

Und Timo? Der grinste nur schief, als er im Supermarkt direkt neben mir stand. Als würde das alles wieder gut machen ...

Ich weiss nicht, warum Vero mir nicht mehr in die Augen sehen konnte. Vielleicht schämte sie sich zu sehr, vielleicht waren ihre Schuldgefühle zu gross.

Aber ich glaube, ich hätte ihr verziehen.

## Einfach fliegen

»Du, Koray?«

»Hmmm?« Korays Augen ruhten auf dem Himmel.

Salih pulte in einem Granatapfel herum. Die roten Beeren spritzten heraus, der Saft lief über seine Hände, tropfte zu Boden. Er betrachtete, wie sich der Staub immer mehr vollzog, wie der Saft ihn rot einfärbte.

»Lass uns zurücklaufen.«

Koray starrte immer noch auf den Himmel. Er nickte uneteiligt. »Hmm ...«

»Ich sagte, lass uns zurücklaufen.«

Koray nickte. »Ich hab das schon verstanden.« Er nahm seinen Blick noch immer nicht vom Himmel. »Aber ich will noch warten.«

»Warum? Wir haben doch schon eins gesehen.«

Koray starrte Salih an. »Ich möchte aber noch warten.«

Salih nickte. Koray wollte warten. Also würde er auch warten.

Sie schwiegen.

»Meinst du, da kommt eins?« Salih deutete auf einen kleinen weissen Punkt inmitten am Himmel, der immer grösser wurde.

»Ja, ich glaube, das ist eins.« Koray machte ein zufriedenes Gesicht. Er richtete sich auf.

Salih versuchte, ein Zucken in seinen Mundwinkel zu erkennen, ein Lächeln. Er mochte es, wenn Koray lächelte. Es war schön mit Koray. Darum blieb Salih auch. Sass hier mit ihm. Auf dem Hügel, im Schatten des Olivenbaums. Niemand wusste, wo sie waren. Sie waren eine Weile durch die karge Gegend gestapft, durch die Stein- und Staublandschaft, durch das Nichts, das ihr kleines Dorf umgab. Nun sassen sie auf ihrem Hügel, ihrem Freundschaftshügel.

»Da kommt es. Jetzt erkenne ich es. Das kommt aus Grossbritannien. Da bin ich mir fast sicher.« Korays machte ein entschlossenes Gesicht.

»Warum kommt es aus Grossbritannien?«

»Das sieht eben aus wie eines, das aus Grossbritannien kommt.«

Salih wusste nicht, ob Koray Recht hatte. Doch er zweifelte nicht daran. Wenn Koray etwas sagte, dann war es so. Er wusste es dann einfach, und es gab nichts dagegen zu sagen.

Koray kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Auf seiner Stirn bildeten sich leichte Falten. Salih fand das lustig. Koray sah immer furchtbar verkniffen aus, wenn er die Flugzeuge beobachtete und sich konzentrierte. Es schien nichts anderes um sie herum zu geben, als das Flugzeug langsam am Himmel vorbeizog. Salih versuchte, den Motorenlärm wahrzunehmen. Doch das Flugzeug war zu weit weg.

Koray fixierte es mit seinen Augen, blieb so lange konzentriert, bis es nicht mehr zu sehen war.

»Das war bestimmt eins aus Grossbritannien«, meinte Salih zufrieden.

Koray nickte nachdenklich.

»Du, Koray? Wie lange dauert es wohl noch, bis wir auch in einem sitzen können?«

»Nicht mehr lange«, sagte Koray und kickte mit seinen blossen Füßen ein Kieselsteinchen weg. Salih sah dem Stein nach, wie er wegkullerte, bis er an einem anderen Ort zum Stillstand kam.

»Ich würde gerne mit dir fliegen, Koray. Egal wohin. Mit dir würde ich überall hin fliegen. Du könntest der Pilot sein, und ich sässe neben dir im Cockpit. Und dort, wo es schön aussieht, landen wir dann einfach. Der Regenwald soll ganz schön toll sein, weisst du. Da ist alles grün. Stell dir vor, Koray. Ein Ort, wo alles grün ist!«

»Das klingt fabelhaft«, sagte Koray.

»Da gibt es viele bunte Vögel und viel grössere Schlangen als bei uns. Ich hab keine Angst vor Schlangen.«

»Weiss ich doch«, sagte Koray. Er erhob sich. »Lass uns jetzt zurücklaufen.«

»Wettlauf? Wie immer, vom spitzen Stein aus?« Salih sprang auf.

Koray stiess ihn freundschaftlich in die Seite. »Klar doch.«

»Ich wäre gern etwas schneller als letztes Mal, weisst du!«, sagte Salih. »Ich will besser werden, schneller sein.«

»Du wirst bestimmt schneller sein, Salih. Du musst nur fest dran glauben«, sagte Koray.

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her und näherten sich dann dem spitzen Stein.

Der Wettlaufstein. Der Startstein. Salih spürte sein Herz schlagen.

Langsam brachten sich die Jungen in Startposition. Sie gingen in die Hocke. Salih's Fingernägel bohrten sich in den warmen Sand. Seine Zehen kribbelten. Bald würden sie über den Boden fliegen, ihn nur kurz berühren, sodass er glauben würde, abzuheben. Je schneller, desto höher.

»Auf die Plätze, fertig, los!«, rief Koray.

Salih schoss hoch und lief los. Er wollte schneller werden, immer schneller. Er glaubte an sich. Korays Schnaufen war direkt hinter ihm.

Salih wusste, dass er irgendwann während des Wettlaufs unbemerkt abbremsen würde. Er wollte Koray gewinnen lassen.

## Nur ein Tag

Die Wände sind kahl. Wasser tropft an manchen Stellen von der Decke.

Das Geräusch macht Karim verrückt. Nur durch das kleine Fenster in der Tür fällt etwas Licht in die Zelle, die Luft riecht modrig. Er hat sich in den letzten fünf Jahren daran gewöhnt.

Karim redet nicht mehr. Mit wem auch? In seinem Kopf sind keine Worte mehr.

Meistens sitzt er auf der durchgelegenen Pritsche, das Gesicht in den Händen vergraben. Schlaf findet er kaum, er weiss nicht, wann Tag ist und wann Nacht. Die Zelle ist immer gleich düster.

In Karims Kopf geschieht etwas Unheimliches: Er beginnt zu vergessen. Wie er das Sprechen verlernt hat, verblassen auch die Erinnerungen an seine Stadt. Er dämmert vor sich hin. Doch Karim will nicht vergessen. Verzweifelt klammert er sich an die Eindrücke, die ihm noch geblieben sind. Der Krieg hat die schönen Erlebnisse beinahe aus seinem Gedächtnis verdrängt.

Karim starrt an die gegenüberliegende Wand und zählt die Schimmelflecken. Es sind viele, weissbläuliche Pilzgewächse. Die Mauer ist übersät. Und er malt sich aus, was er tun würde, wenn er einen Tag zurück könnte in seine alte Stadt. Nur einen Tag. Er tut das immer wieder, seit er hier ist. Es hilft ihm. Langsam steigt ein Bild vor ihm hoch. Wie es vor fünf Jahren war.

Frühmorgens schallt die Stimme des Muezzins über die Dächer der Stadt. Karim steht auf und nimmt eine kalte Dusche. Das Wasser perlt angenehm über seine Haut. Er verlässt die Wohnung seiner Eltern. Die Stadt riecht nach Abgasen, gebratenem Fett, frischem Teer und noch nach viel mehr. Karim geht in die Läden. Nicht, um etwas zu kaufen, sondern um die Dinge zu sehen, zu befühlen, zu riechen.

Er streicht über die glatte, kühle Oberfläche von Wassermelonen, riecht an reifen Granatäpfeln, lässt getrocknete Kichererbsen über seine Hände kullern. Er fährt über die kostbaren Stoffe, die die Händler auf dem Basar feilhalten. Sie fühlen sich weich und leicht an. Dann trifft er sich mit seinen Freunden bei der Brücke. Sie hören arabische Popmusik aus einem Transistorradio und rauchen billige Zigaretten.

Der Tigris ist heute ganz braun. Blätter treiben darauf. Manchmal springen die Jungen von der Brücke und tauchen im schmutzigen Wasser. Im Flussbett findet man oft brauchbare Gegenstände, die die Menschen verloren haben.

Als der Abend kommt, schwindet die drückende Hitze langsam. Er kann die letzten Sonnenstrahlen sehen.

Wo sind seine Freunde jetzt? Verheiratet, Kinder, glückliche Familie?

Er kann sich nicht mehr an ihre Namen erinnern.

Ein Tag nur. Karim würde viel dafür geben. Früher sind die Tage an ihm vorbeigezogen, ohne dass er sie bemerkt hat. Ein Tag – das war ein Nichts, er verging so schnell.

Er denkt an die vielen Menschen dort draussen. Sie kennen die Zeit nicht. Im normalen Leben fliegt sie vorbei. Doch jetzt



ist sie zäh, weicht kaum vom Fleck. Karim zählt die Tropfen, die von der Decke fallen.

Er sehnt sich nach der Stadt, auch wenn er vermutet, dass sie nicht so ist, wie er es sich ausgemalt hat. Seine Stadt ist zerstört.

Karims Körper ist schwach geworden. Zum Essen gibt es eine undefinierbare, dünne Brühe. Es kommt auch vor, dass es gar nichts gibt. Manchmal, wenn seine Kraft nicht ausreicht, bleibt er auf der Pritsche liegen. Seine Beine zittern unkontrolliert.

Am Anfang machte er Liegestützen, um sich fit zu halten. Jetzt sind seine Arme dünn und kraftlos. Wenn er stundenlang in der engen Zelle im Kreis herumgeht und sich dabei wie eine Raubkatze im Käfig fühlt, kommen die massiven Wände der Zelle immer näher, sie wollen ihn erdrücken. Er ringt nach Luft, will schreien, doch kein Laut kommt aus seinem Mund. Karim bricht zusammen. Bleibt liegen.

Es passiert immer häufiger.

Wütend ist er schon lange nicht mehr. Aber abgestumpft.

Nur ein Tag. Ein Nichts. Für ihn wäre er alles.

Doch Karim sitzt stundenlang auf der Pritsche und zählt die Schimmelflecken. Er kennt ihre Formen. Sie sehen aus wie Blätter, dort ein Haus, eine Wolke.

Am Anfang hat Karim mit sich selbst geredet. Doch nach und nach hat er auch das verlernt.

Das Sitzen im Dunkeln ist unerträglich. Karim versucht an seine Freunde, an die Musik und die Wassermelonen zu denken. An die Autos und die Menschen auf der Strasse. Aber da ist nur das nie endende Tropfen des Wassers. Karim wartet.

Auf den Tag, an dem er die Zelle verlassen darf, an dem er frische Luft atmen und die Sonne auf der Haut spüren wird.

Mit der Zeit vergisst Karim, wie seine Stadt riecht, wie sie tönt, wie sie aussieht. Es fällt ihm schwer, sich einen Tag in Freiheit vorzustellen. Die Erinnerung entgleitet ihm, sie ist so flüchtig wie ein Traum.

Jetzt ist er nur noch leer. Ohne Sinn. Allein.

## Leuchtturm

Wasser schlägt auf Stein. Der Nebel hängt wie ein dicker Schleier über der Bucht. Er steht auf den Felsen und schaut aufs Meer hinaus, tief in Gedanken versunken. Er steht da, als hätte er schon immer hier gestanden. Vom alten Leuchtturm her dringt ein schwaches Licht zu ihm vor, lässt vage sein Gesicht erkennen. Seine kleinen Augen und die schwarzen, wilden Haare. Die Stadt mit ihren vielen Lichtern hinter ihm würde er vielleicht nie wieder sehen.

Es beginnt zu regnen. Er verschränkt die Arme hinter dem Kopf und schaut in den grauen Himmel hinaus. Der Regen läuft ihm über das Gesicht.

Ein Schiffshorn ertönt und weckt ihn aus seiner Erstarrung. Er springt von Stein zu Stein zum Strand hinunter. Er zieht die Schuhe aus und geht barfuss über die Steine auf das Wasser zu. Entschlossen macht er einen Schritt. Und noch einen. Und noch einen. Die Wellen umschliessen seine Beine. Bis zu den Knien reicht ihm das Wasser, er spürt die Kälte nicht.

Was er spürt, ist seine brennende Wange. »Arschloch«, hat sie gesagt. Er sieht sie wieder vor sich. Die Tränen in ihren Augen. Er hat ihr die Arme um sie gelegt und hat versucht, ihr alles erklären.

»Es ist einfach so passiert. Sie hat mich angemacht. Meinen Rausch voll ausgenutzt. Überhaupt, alle waren betrunken. Was soll ich denn machen? Versteh mich doch, ich kann's jetzt auch nicht ändern.«

Aber sie hat ihn weggestossen. Und dann hat sie angefangen, zu schreien. »Hau ab! Hau ab! Geh doch zu ihr!«

Sie hat geweint. Er wusste nichts mehr, was er sagen sollte. Er ging. Als er auf der Strasse war, begann er zu rennen. Über die Strasse, ohne sich umzusehen. Vorbei an einer erleuchteten Tankstelle, vorbei an dunklen Häusern. Er rannte durch den Park, zwischen den Bäumen hindurch. Äste schlugen ihm ins Gesicht.

Er rannte weiter, hinunter ans Meer.

Er schaut auf seine Knie. Nun spürt er die Kälte. Dann schaut er wieder auf, hinaus aufs Meer. Es würde ihm keine Ruhe verschaffen, noch weiter hinauszugehen. Das weiss er. Aber mehr weiss er auch nicht.

Er steigt aus dem Wasser. Läuft die Bucht entlang. Die Schuhe lässt er liegen.

Beim Leuchtturm angekommen, lehnt er sich über das Geländer. Seine Silhouette spiegelt sich verzerrt im Wasser. Er dreht sich um und schaut zurück auf die Bucht. Das Licht des Turmes gleitet am Ufer entlang, die nassen Steine glänzen. Er wendet sich wieder ab und packt das Geländer. Er zieht sich zu ihm heran und stösst sich wieder weg. Ran und weg. Ran und weg.

Wieder ertönt das Schiffshorn. Das Schiff kommt näher, pflügt sich seinen Weg durch die schäumenden Wellen.

Es legt an. Ein paar Matrosen vertäuen den kleinen Dampfer am Pier. Er hört ihre Rufe.

Er atmet tief ein. Was hindert ihn daran, auf dieses Schiff zu gehen? Es wäre so einfach, alles hinter sich zu lassen. Wegzufahren.

Was hindert ihn? Er vergräbt seine Hände in die Hosentaschen. Er spürt etwas Hartes, Glattes, Rundes. Er zieht es heraus und dreht es zwischen seinen Fingern. Ein Stein. Lauras Stein. Einen Moment lang ist er versucht, weit auszuholen und ihn ins Meer zu werfen. Weg damit.

Er hebt den Arm. Aber es geht nicht. Er schaut ihn an. Mit beiden Händen umschliesst er den Stein.

Er wird zurückgehen. Ihr noch einmal alles zu erklären versuchen. Ohne Ausreden seinen Fehler zugeben.

Durch den Regen läuft er zurück.

## Unglücksrabe

Im fahlen Licht einer Strassenlaterne sitze ich auf einer Verkehrstafel und putze mein schwarz glänzendes Gefieder. Mein Schatten liegt auf der Strasse. Die Nacht ist kühl. Ich atme die frische Luft ein. Kein Verkehr mehr um diese Zeit. Nur Stille. Dann ein Geräusch. Mein Kopf zuckt nach links. Vor einem kleinen Haus mit weisser Fassade steht eine Mülltonne. Eine Katze ist darauf gesprungen und wühlt mit einer

Pfote darin. Im Haus ist alles dunkel. Ich drehe meinen Kopf nach rechts. Hier zieht sich die Strasse zur Stadt hin. Kleine Gärten mit Rosen und blühenden Büschen vor den Häusern. Dann sehe ich wieder zurück zur Katze, die sich einige Speisereste geschnappt hat, von der Mülltonne springt und hinter ihr verschwindet.

Ich spreize die Flügel und fliege ein Stück die Strasse hinunter, wo ich mich auf der nächsten Lampe niederlasse. Die Hauseingänge sind hier schmaler, die grauen Briefkästen in die Wand eingemauert. Ich bin ein wenig müde und wende mich ab.

Ein kleiner, etwas untersetzter Mann mit einem Koffer tritt aus einem der Hauseingänge. Ich sehe interessiert auf. Er trägt einen Hut, zieht einen Schlüssel aus der Hosentasche und schliesst rasch ab. Ängstlich blickt er sich um. Als er in meine Richtung schaut, erstarrt er. Dann läuft er schnellen Schrittes in Richtung Stadt.

Ich beschliesse, ihm zu folgen. Das mache ich manchmal. Begleite Menschen auf ihrem Weg durch die Nacht. Es passiert immer wieder etwas Unerwartetes.

Ich flattere von einer Strassenlaterne zur nächsten. Immer dichter und höher werden die Häuserreihen, immer trostloser die Gegend. Die Strassen zweigen ab in kleine Hinterhöfe und in enge Nebenstrassen. Der Mann mit dem Koffer läuft noch dieselbe Strasse weiter. Dann bleibt er plötzlich stehen. Er stellt den Koffer ab und reibt sich die Schläfen.

Seufzend nimmt er den Koffer in die andere Hand und geht weiter. Er wirkt entschlossener, seine Schritte sind sicherer.

Aus der Ferne strahlen ein paar Scheinwerfer die Strasse hinauf. Er scheint geblendet, legt schützend die Hand vor die Augen. Hält inne, bis das Auto an ihm vorbeigefahren ist. Wie

rote Augen verschwinden die Rücklichter in der Ferne. Ich schaue ihnen nach.

Fast hätte ich ihn verloren. Eben sehe ich noch, wie der Schemen des Mannes in einer kleinen Seitengasse verschwindet.

Ich hole zu einer grossen Kurve aus und fliege in die Gasse hinein. Hier ist es feucht, und es riecht ein wenig modrig. Heruntergekommene Häuser ragen auf beiden Seiten hoch hinauf. Der Sternenhimmel ist nur vereinzelt zu sehen, nämlich dort, wo der Wind Löcher in die graue Nebeldecke gerissen hat. Der Verputz bröckelt von den Wänden, die über und über mit Sprayereien bedeckt sind. Hie und da liegen kaputte Flaschen auf der schmutzigen Strasse, die von einer Leuchtschrift an deren Ende in ein rötliches, schummriges Licht getaucht wird.

Der Mann hält unter der Leuchtschrift und betritt das Lokal. Während ich darauf warte, dass er wieder herauskommt, werden zwei Burschen durch die Tür auf die Strasse gestossen. Sie landen hart auf den Pflastersteinen und rappeln sich auf. Eine Stimme schreit ihnen etwas nach, was ich nicht verstehen kann.

Nun kommt der untersetzte Mann wieder hinaus. Er ist nicht allein. Ein grinsender, muskulöser Typ mit blasser Haut und einer Schlangentätowierung am rechten Unterarm steht an seiner Seite. Auch er hat einen Koffer dabei.

Sie sprechen kurz miteinander, und dann tauschen sie die Koffer. Der Untersetzte hat es eilig, von hier wegzukommen. Nicht ein Abschiedswort ist gefallen. Der Tätowierte blickt ihm noch lange nach. Er grinst immer noch.

Der Mann mit dem Hut geht zurück nach Hause, und ich folge ihm wieder. Ich bin nicht der Einzige. Hinter der letzten Ecke tritt eine Gestalt hervor.

Ein kalter Windstoss fegt durch die Strasse. Nervös schaut sich der Kleine nach mir um. Ich sitze auf der Laterne zu seiner Rechten und schaue auf ihn herab. Er will mich verscheuchen, doch ich weiche nicht von der Stelle.

Er bückt sich, hebt einen Stein auf. Wirft ihn nach mir.

Ich weiche aus und fliege kreischend über seinen Kopf hinweg. Dabei streife ich seinen Hut, der zu Boden fällt. Fluchend bückt der Mann sich.

Ein Schatten löst sich von der Wand. Ein Messer blitzt auf. Zwei Bewegungen, und der Mann sackt mit einem leichten Stöhnen in sich zusammen. Der Schatten verschwindet so schnell, wie er gekommen ist.

Ich hüpfе langsam auf ihn zu, um mir die Sache genauer anzusehen. Er blutet aus einer Wunde am Rücken und liegt reglos da. Ich bin mir sicher, dass er tot ist. Der Koffer ist weg.

Ich stosse einen Schrei aus, breite die Flügel aus und flattere hoch in die Luft, bis ich auf die Dächer des Vorortes hinunterschauen kann. Ein leichter Wind geht, und das Fliegen macht mir Spass. Den Mann habe ich schon wieder vergessen. Irgendwann verschwinden die langweiligen Dächer unter mir und weichen zuerst einem Wald, dann einem See. Ich lege die Flügel an und stürze mich senkrecht in die Tiefe.

Kleine schäumende Wellen kräuseln sich an der Oberfläche. Ich schnappe mir ein wenig Wasser und schlucke es hinunter. Dann fliege ich eine Böschung hinauf und bremsе mit einer kurzen Bewegung der Flügel ab, um auf einer frisch gemähten Rasenfläche zu landen.

Auf einer Bank in meiner Nähe sitzt eine Artgenossin im Schatten einer grossen Eiche. Ich hüpfе ein wenig näher, um sie besser erkennen zu können. Als sie mich bemerkt, zieht sie

ihren Kopf unter einem Flügel hervor. Dieser spitze Schnabel und die grauen, glänzenden Augen. Sie gefällt mir, und ich wage noch einen Hüpfen. Sie mustert mich.

Ich begrüße sie mit einem leisen, aber bestimmten Krähen, und sie legt den Kopf schief. Dann schwingt sie sich in die Luft. Und ich nichts wie hinterher.

Wir ziehen unsere Kreise. Plötzlich beginnt sie, mich zu necken, indem sie immer näher an mir vorbei fliegt und mich sanft in die Federn pickt, während wir immer, immer höher fliegen und die Landschaft unter uns zunehmend kleiner wird.

## VANESSA SADECKY

---

17 Jahre

### Verfolgt

Je schneller Antonio rannte, mit jedem Herzschlag, bei dem er einen gehetzten Blick hinter sich warf, schien sich das steil absteigende Dorfgässchen zu verschmälern.

Nach Luft ringend, während er sich zwischen zwei rauen Hauswänden stützte, starrte er hinab zum rege bevölkerten Rathausplatz unter ihm, auf dem die riesigen Stoffschirme der Marktschreier und Fischhändler das Licht des angebrochenen Tages absorbierten.

Ein Leichtes, sich in dieses Bild fallen zu lassen, hineinzufliessen in das Menschenmeer, unterzugehen, von Worten und Gedanken befreit, wie wenn nichts gewesen wäre.

Dabei brauchte er nur seine Faust zu öffnen, wo sich der Abdruck des Gewehrkolbens feinmaschig, wie ein Schmetterlingsnetz, über die Handfläche zog.

Der Junge fuhr sich durch das kurz geschorene, schweissnasse Haar, verschränkte seine Finger im Nacken und liess den Kopf nach hinten sinken.

Er wollte Busse tun.

Doch brauchte er keine Seuchen und todbringenden Blitze, die aus dem Himmel fuhren, um ihn für seine Tat leiden zu lassen; die Hilflosigkeit, die sich in ihm ausbreitete, als würde er mit Eiswasser übergossen, erschien ihm als grausamere Strafe.

»Es war doch nur ein Unfall«, krächzte er in das kalte Blau, das zu verschwimmen begann.

Das letzte aufbegehrende Zucken, eine Welle, die den sterbenden Körper durchrollte, die Augen zu Glas werden liess, diese letzten Sekunden auf ewig in seinem Bewusstsein eingeschlossen, die immer wieder vor ihm abliefen, ihn jetzt lähmten.

Ein gnadenloser Soldat hatte er sein wollen, ein Mann.

»Vaterland und Familie zu verteidigen will geübt sein«, hörte er seinen Nonno, als seine sonnengegerbte Hand gestern auf den Gartentisch gedonnert war.

So hatte er selbst sein wollen, eine stählerne Wand, an der alles abprallte, die sogar Tische erzittern liess.

Noch vor der Morgendämmerung war er aus dem Haus geschlichen, das Armeegewehr des Bruders geschultert.

Schon wie ein Held hatte er sich gefühlt, als er die Waffe mächtig und schwer in seinen Händen spürte und dann den Turm verrottender Weinfässer im Hinterhof als seinen Feind auserkor.

Seine Umwelt vergessend, da waren nur noch er und das schwarze Zapfloch, das höhnische Auge seines Widersachers.

Er warf sich zu Boden, auf den Ellenbogen pirschte er sich näher, durch Staub, Sand und Kiesel.

Der erste Schuss sass nicht und traf doch.

In die Brust Gios, seiner Katze.

## SARAH HIRZEL

---

16 Jahre

### Archand

Alex hört dem Geografielehrer kaum zu. Es interessiert ihn nicht, was Herr Pfeifer zu sagen hat, vorne an der Tafel. Die Sommerferien beginnen bald, seinen Notendurchschnitt kann Alex nun auch nicht mehr heben. Doch zumindest die letzten Schultage geniessen, so weit das möglich ist. Wäre da nicht noch diese eine grosse Geografieprüfung, hätte Alex damit auch keinerlei Probleme. Daran will er jedoch nicht denken. Unauffällig holt er seinen iPod hervor und steckt die Stöpsel in die Ohren. Dadurch, dass er schulterlange Haare hat und das Kabel nicht vorne, sondern hinten durch das T-Shirt gezogen ist, hatte bisher auch noch kein Lehrer bemerkt, dass Alex hin und wieder Musik in den Stunden hört. Auch Herr Pfeifer ist mehr mit seinen Viren beschäftigt, als dass er auf Alex in der zweithintersten Reihe links achten würde.

Den Kopf auf den Armen gebettet, verfolgt Alex den Sekundenzeiger der Uhr im Klassenzimmer. Die letzten elf Minuten scheinen ihm doppelt so lange wie die ganze vorherige Stunde. Doch irgendwann erreicht auch der grosse Zeiger die Drei, und die Schulglocke ertönt. Mit Linkin Park im Ohr verlässt Alex den Raum mit den anderen Schülern und setzt sich an der Treppe beim Eingang von der Masse ab. Als er den Blick über den Pausenhof schweifen lässt, zeigt sich ihm das typische Bild: Man setzt sich zu den immer gleichen Grüppchen zusammen. Alex jedoch bleibt wie einige wenige aussen vor.

Das verletzt ihn schon lange nicht mehr, doch dass es ihn nicht stören würde, das kann er nicht behaupten. Mit schnellen Schritten geht er über den Platz und durch das Tor.

In der Küche ist es sauber wie immer, da die Putzfrau die Küche täglich reinigen muss. Hygiene, sagt Alex' Mutter. Sadius, meint er. Im Haus ist niemand ausser ihm; Ramona, wie Alex sie nennen darf, hat heute nur morgens geputzt. Er nimmt sich die Reste des Abendessens aus dem Kühlschrank, schnappt sich eine Flasche Cola und geht in den Garten. Seine Eltern haben vor ein paar Monaten einen Pavillon errichten lassen, in dem ihr ganzes Multimedia aufgestellt worden ist. Unter anderem befinden sich ein Beamer und Alex' Spielkonsole, aber auch die Computer der ganzen Familie darin. Meist spielt Alex nur kurz auf der Konsole und geht danach auf seinen Computer über. Online-Spiele faszinieren ihn mehr, aus dem einfachen Grund der Kommunikation. Es ist viel amüsanter, mit anderen, fremden Mitspielern zu schreiben als einfach einen festen Ablauf durchzuspielen.

Im Pavillon ist es hell, wie überall sonst, und weiss. Es stehen die neuesten Möbel drin. Man könnte meinen, man befände sich in einer Wohnung. So falsch liegt man damit auch nicht. Alex hat zu seinen Eltern während der Bauarbeiten aus Spass gesagt, jetzt fehle bloss noch ein Badezimmer. Fast hätten sie eines eingebaut. Im Nachhinein wäre das für Alex sehr angenehm gewesen, da er praktisch im Pavillon wohnt. Aber dann hätte Ramona noch mehr zu tun gehabt.

Alex' Computer steht auf einem Schreibtisch an der Fensterfront, ein wenig abseits der Computer seiner Eltern. Flach und gross sind alle drei. Er fährt seinen Computer auf, und nach

einigen längeren Minuten erscheint der Bildschirm. Er klickt das Symbol von Archand an, dem Online-Spiel, bei dem er sich vor fast drei Monaten angemeldet hat. Ein Fenster öffnet sich, doch bevor Alex sich beim Spiel anmeldet, geht er auf die offizielle Internetseite Archands, dem Forum des Spiels. Gestern hat er einen Beitrag gepostet, und nun möchte er sehen, ob er schon Antworten bekommen hat. Tatsächlich haben ihm drei Mitglieder geschrieben. Zwei sagen, die Drachenklinge, eine Waffe mit hohem Level, sei im Elfenwald zu finden, der andere meint, man müsse nur nach Kalm zum Marktplatz, da habe es immer wieder welche, die mächtige Waffen verkaufen. Da Alex aber seit seiner neuen Rüstung, die er letzte Woche in Truska gekauft hat, nicht mehr viel Geld hat, entscheidet er sich für den Elfenwald. In diesem Wald sind reichlich Monster, die wertvolle Items geben, wenn man sie besiegt. Darunter anscheinend auch die Drachenklinge. Alex schliesst das Internet und logt sich im Spiel ein.

Nach ein paar Sekunden Ladezeit kann er seine Spielfigur auswählen. Drei stehen ihm zur Verfügung, wie immer wählt er seine Dunkelelfe Tiara. Abermals öffnet sich ein Fenster, nun muss er sich für eine Ebene entscheiden. Je nach Ebene wird seine Figur in einen anderen Teil Archands teleportiert. Diesmal nimmt er Ebene vier, die ihn direkt nach Tulska bringt und in der man andere Spieler angreifen kann, weshalb man dies auch nur mit hohem Level versuchen sollte. Einmal hat Alex den Fehler begangen, zu ungeduldig zu sein und mit tiefem Level in einer solchen Ebene zu spielen. Nach knapp fünf Minuten ist seine damalige Elfe getötet worden, dabei ist er kurz davor gewesen, ein Level zu steigen. Durch den Tod verlor er die bisherigen Erfahrungspunkte und hätte noch einmal von vorne be-

ginnen müssen. Nach einer Pause von vier Tagen hat Alex jedoch eine neue Figur erschaffen, Tiara, welche er danach fast immer ausgewählt hat.

Als Tiara sich in Tulska vollständig materialisiert hat, folgt Alex sogleich den westlichen Weg aus der Stadt und Richtung Elfenwald. Der befindet sich nicht weit entfernt hinter einer kleinen Hügelkette, die Alex diesmal umgeht. Die meisten Spieler nehmen diesen Umweg nicht, weshalb man schnell Gefahr läuft, auf einen potenziellen Gegner zu stossen. Alex will im Moment nicht mit anderen Spielern kämpfen, nur so rasch wie möglich eine Drachenklinge finden. Beim Wald angelangt, konzentriert sich Alex auf wildschweinähnliche Monster, stark genug, um einige Erfahrungspunkte zu bekommen, doch schwach genug, um nicht allzu oft unterbrechen zu müssen, damit sich Tiara erholen kann.

Die Zeit vergeht schnell. Doch als Alex nach eineinhalb Stunden immer noch keine Drachenklinge gefunden hat, beginnt er sich zu langweilen. Er öffnet ein internes Fenster, auf dem befreundete Spieler aufgelistet sind. Spieler, die er mit der Zeit kennen gelernt hat, mit denen er geschattet hat oder mit denen er sonst in Kontakt gekommen ist. Es sind viele, einige kennen ihn schon aus anderen Online-Spielen oder Foren. Nicht mit allen schreibt er rege, doch mit den meisten versteht er sich sehr gut. Als Freunde würde er sie nicht bezeichnen, nur bei zwei Jungen und einem Mädchen könnte er sich eine wirkliche Freundschaft vorstellen, eine, die nicht nur auf dem Internet basiert, sondern auch in der Realität funktioniert. Doch bisher ist ein reales Treffen nicht zur Sprache gekommen.

Leo, einer der beiden Jungen, ist online, doch Alex zögert, ihn anzuschreiben. Da meldet sich Troll, ein Junge, der ständig nur Trolle spielt und laut anderen Mitgliedern auch wie einer aussieht.

*hey wie gehts? deine drachenklinge schon gekriegt?*

*nein, weisst du, ob man die klinge von allen monstern bekommt oder nur von bestimmten? ich murks schon ewig die wildschweine ab, aber die haben bloss zaubertränke und solches zeugs.*

*keine ahnung, kenn mich nicht mit aus. aber würd schon mal andere probieren. wie stehst mit dem level?*

*bin schon auf 39! und du?*

*erst 30*

*willst du denn mit mir leveln? musst dafür ja nicht dort sein, wo ich bin, geht auch so*

*du kämpfst, ich lauf rum und wir beide werden stärker. den deal mag ich*

*glaub ich. soll ich dich also einladen?*

*ne heute nicht, bin nur kurz reingekommen um zu sehen, ob ich was verkauft hab, muss gleich wieder gehen*

*und hast du?*

*ne, bin wohl zu teuer.*

*versuchs halt wo anders, da kaufen sie deine items vielleicht*

*kümmer ich mich morgen drum. hast jetzt ja auch ferien oder?*

*ne, erst nächste woche.*

*geht ja*

*schon..*

*ich geh, tschau*

*tschau*



Alex schliesst den Chat. Seine Elfe hat währenddessen einige weitere Monster getötet, doch noch immer ist keine Drachenklinge aufgetaucht. Er seufzt. Sollte er aufhören und einen Film schauen? Ohne sich auszuloggen, steht er auf und geht zum Regal mit den DVDs. Keine interessiert ihn wirklich, ausserdem wird es bald Abendessen geben, es ist schon fast halb sieben. Kein guter Augenblick, um einen Film anzufangen. Plötzlich hört er Kampfgeräusche. Rasch läuft er zu seinem Computer zurück, sitzt ab und starrt zuerst fassungslos auf den Bildschirm: Gerade greift ein fremder Spieler seine Tiara an.

Nach ein paar Sekunden Reaktionszeit fasst Alex nach der Maus, lässt Tiara zuerst einige Schritte weglaufen, um Zeit zu gewinnen, und schlägt dann mit einem starken, magisch unterstützten Tritt zurück. Sein Gegner kann nicht ausweichen, was bedeutet, dass er etwa auf dem gleichen Level wie Alex ist. Das lässt ihn lächeln. Du hast dir den Falschen ausgesucht, denkt er und schreibt es wenig später dem Berserker namens Stecher239. Seine Antwort lässt nicht lange auf sich warten.

*bubi halt die klappe*

*ach ja? guck doch selbst, du hast keine chance*

...antwortet Alex, als Tiara wieder einen Treffer landet. Er sieht die Lebensanzeige Stechers zwar nicht, doch seine hat bislang kaum gelitten. Im Moment fühlt er sich überlegen.

*freu dich doch wenn du willst mir scheiss egal*

*sollts dir aber besser nicht sein arschloch*

*halt die klappe und stirb*

*selber*

Der Kampf zieht sich hin, Alex versucht verbissen, so schnell wie möglich anzugreifen, und musste schon einen Trank für die Lebensenergie einnehmen. Zumindest ist es sicher, dass Stecher gleich stark ist wie er. Es könnte also knapp werden, dafür umso lohnender, wenn er gewinnen würde. Schon alleine des Stolzes wegen.

Nach einiger Zeit sind Alex' Tränke fast aufgebraucht. Er hofft, auf anderer Seite sieht es nicht anders aus, doch im Gegensatz zu Stecher ist er nicht auf einen Spielerkampf eingestellt gewesen. Da meldet sich Stecher nochmal:

*angst? keine tränke mehr? schwuchtel geh heulen*

*halt die fresse arschloch, renn lieber weg!*

Erwartungsvoll starrt Alex auf das Chat-Fenster, während er aus dem Augenwinkel den Kampf seiner Elfe mit dem Berserker verfolgt. Als Stecher nach einer Weile noch nicht geantwortet hat und sein Berserker seit der letzten Nachricht immer nur den gleichen Angriff ausführt, wird Alex stutzig. Ist Stecher etwa gar nicht mehr am Computer? Ist er so siegessicher? Dumm ist er auf jeden Fall. Alex grinst und konzentriert sich wieder nur auf den Kampf. Ihm scheint, Tiara setzt dem Berserker reichlich zu. Alex verspürt ein Kribbeln im Bauch und grinst noch breiter.

Doch plötzlich steht sein Gegner für Sekunden völlig still und verschwindet dann. Stecher hat sich ausgeloggt. Alex schreit auf und lässt sich nach hinten in seinen Stuhl fallen. So knapp dran ist er einem Sieg gewesen. Dieses feige Arschloch.

Heute kann sich Alex nicht mehr auf das Spiel konzentrieren. Die Wut steckt ihm noch tief im Körper, immer wieder ballt er seine Hände zu Fäusten. Auch kein Film lenkt ihn ab, sodass er sogar versucht, in seinem Zimmer für die Geografieprüfung zu lernen. Erst spät bemerkt er seinen Hunger und realisiert, dass das Abendessen ausgefallen ist, er zumindest nicht gerufen worden ist. In der Küche hängt ein Zettel: Wir sind aus, Essen findest du im Kühlschrank, sonst ruf den Pizza-Service.

Seine Eltern sind also kurz da gewesen, aber haben es nicht für nötig gehalten, ihm persönlich zu sagen, dass sie heute wieder auswärts essen. Oder haben ihn nicht sehen wollen. Oder er nimmt es zu melodramatisch. Alex lacht, weder amüsiert noch traurig. Zum zweiten Mal an diesem Tag inspiziert er den Kühlschrank, doch mag er nichts darin essen. Sein Hunger ist aber nicht einfach weg. Er schnappt sich das Telefon und ruft den Pizza-Service an.

Dienstagmorgen. Mit Linkin Park im Ohr lässt Alex die Minuten an sich vorbeiziehen. Er hat alle ihrer drei Alben, und wie es aussieht, wird er sie heute, wie so oft, wieder durchhören. Der Rest der Klasse ist ebenso wenig motiviert, die einen schauen aus dem Fenster, manche unterhalten sich mal laut, mal leise mit ihren Nachbarn, andere stören den Unterricht ganz konkret mit Rufen und ungebetenen Zwischenkommentaren, und wiederum andere schlafen oder kommen erst gar nicht in die Schule. Dieses Bild bietet sich dem Zuschauer bei jeder Stunde, den ganzen Tag über. Die Mathematiklehrerin, welche am Dienstag die letzte Stunde hat, lässt den Unterricht sogar ganz ausfallen, nachdem sie in den ersten Minuten erfolglos versucht

hat, noch ein klein wenig Wissen in die Köpfe ihrer Schüler zu stopfen. Man dankt mit Jubel.

Alex' Heimweg ist ein langer. Da seine Eltern unbedingt eine alte Scheune auf dem Land und dann noch ausserhalb der Ortschaft umbauen wollten, muss er meist um die halbe Stunde gehen, bis er zu Hause ist. Mit der Zeit hat er sich daran gewöhnt und genießt diese halbe Stunde Natur am Tag gerne. Das einzige Gebäude ausserhalb der Ortschaft, welches seinen Weg kreuzt, ist eine weitere alte Scheune. Um einiges kleiner als die ihre vor dem Umbau und von Graffiti bedeckt. An manchen Abenden, besonders zur Sommerzeit, treiben sich dort die Jugendlichen des Ortes herum. Doch während des Tages ist kaum jemand bei der Scheune, nur ab und zu Spaziergänger und Wanderer.

In seinen Gedanken vertieft, hat Alex sie zuerst nicht gesehen, und als er sie doch entdeckt hat, ist es zu spät gewesen. Es gibt eine besondere Bande im Ort, Benjamin und einige Jungs, die sich um ihn scharen. Sie mobben, prügeln, erpressen und sorgen so für eine Prise Kriminalität im Alltag der Bewohner. Bisher hat Alex nicht viel mit ihnen zu tun gehabt, da sie sich nicht für ihn interessierten und er ihnen kaum ausserhalb der Schule begegnete.

Doch heute hat er Pech. Im Nachhinein ist es ihm unverständlich, wie er die Gruppe Jungs bei der Scheune hatte übersehen können. Er stoppt, als er sie ein paar Meter weit entfernt sieht, aber sie reagieren schneller und packen ihn, bevor er abhauen kann. Zwei halten ihn an den Armen fest, und die anderen bilden einen Halbkreis um sie. Benjamin stellt sich vor ihm auf und grinst. Alex beisst die Zähne zusammen und ballt die Hände, um seine Angst zu kontrollieren.

»Ich bin ja kein grosser Redner, das sollte dir bekannt sein«, sagt Benjamin. »Nur so viel: Du kommst gerade zur rechten Zeit.«

Dann schlägt er zu. Seine Faust trifft Alex' Wangenknochen und schleudert sein Gesicht zur Seite. Der nächste Schlag geht zu schnell, als dass Alex den Schmerz von vorher richtig wahrnehmen hätte können. Beim dritten Mal schlägt nicht nur Benjamin, sondern auch die anderen. Sie werfen Alex zu Boden und treten auf ihn ein. Er versucht, seinen Kopf zu schützen und den Schmerz zu ignorieren. Ablenken kann er sich nicht, jeden Schlag muss er abwarten. Doch sie sind gnädig. Als sie von ihm ablassen, kann er noch aufstehen. Leicht schwankend, versucht er sein Gleichgewicht zu finden, während die anderen um ihn herumstehen und grinsen. Einzelne lachen. Alex macht einige Schritte auf sie zu, erwartet Widerstand, doch sie machen ihm Platz. Er geht, den Blick am Boden haftend, an ihnen vorbei. Noch einige Meter entfernt hört er sie noch lachen.

*(Auszug)*

## MERET HASLER

---

17 Jahre

### Unter dem Fenster

Schon die zweite Zigarettenpause.

Max bläst den Rauch aus seinem Mund und schaut ihm zu, wie er verschlungene Muster bildet und sich dann verflüchtigt.

Das Rauchen beruhigt ihn, aber noch immer kann er seine Gedanken nicht ordnen, weiss noch nicht, was er sagen wird.

Eine Weile beobachtet er die über den heissen Asphalt rasenden Autos und die Menschen, die sich auf der Raststätte tummeln.

Dann wirft er die Zigarette zu Boden, tritt sie aus und geht zu seinem eigenen Wagen zurück, der in der prallen Sonne steht.

Er lässt sich in das warme Leder des Fahrersitzes fallen, dreht den Zündschlüssel.

Als er beschleunigt, knistert es auf dem Rücksitz, dort, wo die Blumen liegen. Zehn gelbe Ringelblumen, sorgfältig in Folie eingepackt.

Dabei kauft er doch sonst gar keine Blumen. Aber Eva liebt Ringelblumen. Manchmal stahlen sie welche aus dem Garten des Nachbarn, Eva und er.

Es dauert noch höchstens fünf Minuten, bis er den Ort seiner Kindheit erreichen wird. Fünf Minuten, in denen er endlich herausfinden muss, was er ihr sagen soll.

»Eva«, sagt er laut zu der Plastikfigur, die von der Decke des Autos baumelt. Es ist ein kleiner Elvis, der hin und her schwingt und dabei mit dem Kopf wackelt.

Dann weiss er nicht mehr weiter.

Nervös trommelt er auf das Steuerrad. Seine Handflächen sind verschwitzt.

Dabei lässt er sich sonst nicht so leicht aus der Ruhe bringen.

»Eva«, wiederholt er. »Ich glaube, ich habe mich in dich verliebt.«

Gott, wie banal. Nein, so geht das nicht. Zu direkt.

Max probiert es noch mal, aber die Worte klingen albern. Sein Hals ist trocken.

Schliesslich verstummt er. Selbstgespräche führt er sonst auch nicht.

Was genau es ist, weiss er nicht.

Vielleicht ist es die Art, wie sie lacht. Ansteckend. Oder wie sie an einer Strähne ihres langen Haares zupft, wenn sie in Gedanken versunken ist.

Früher ist ihm das nie aufgefallen. Als sie gemeinsam in Evas Garten gespielt hatten, hatte er sie als Spielgefährtin betrachtet. Eva, das war seine beste Freundin und Nachbarin gewesen, und sie hatten sich jeden Tag gesehen. Im Schatten der Obstbäume hatten sie Käfer und Schmetterlinge gefangen. Hatten sie untersucht und über ihre Haut krabbeln lassen.

Besonders aufregend war es gewesen, wenn sie mitten in der Nacht aus dem Fenster geklettert waren. Sie hatten sich dann unter Evas Fenster getroffen und waren losgezogen, um Glühwürmchen einzusammeln. Unter Evas Fenster, das war immer ihr Treffpunkt gewesen.

Als er dreizehn war, waren seine Eltern mit ihm in die Stadt gezogen. Danach hatte er Eva jahrelang nicht mehr gesehen.

Mit sechzehn hatte er seine Lehre als Elektriker begonnen. Zwanzig war er, als er mit seiner damaligen Freundin in die Altstadt gezogen war. Acht Jahre später hatte sich Susanne von ihm getrennt, obwohl er geglaubt hatte, sie würden für immer zusammenbleiben.

Die Nächte voller Glühwürmchen gerieten in Vergessenheit. An Eva dachte er kaum mehr.

Erst kürzlich, an der Supermarktkasse, sprach sie ihn an.

»Das ist doch ...«, murmelte sie, und dann stiess sie aus: »Max!«

Fast liess er seinen Geldbeutel zu Boden fallen. Er erkannte sie im ersten Augenblick gar nicht, sie hatte sich so verändert. »Eva?«, fragte er überrumpelt.

»Ja, ich bin's!«, sagte sie begeistert. »Mensch, das ist ja ein Zufall. Wir haben uns seit Jahren nicht mehr gesehen ...«

Sie erzählte ihm, sie habe das Haus ihrer Eltern geerbt. Sie hatte eine Stelle als Primarlehrerin in der Stadt angenommen und pendelte nun täglich zwischen dem Dorf und der Stadt hin und her.

Von nun an begegneten sie sich manchmal. Sie sprachen über das Wetter und über Neuigkeiten in der Politik. Und manchmal erinnerten sie sich an die Nächte, in denen sie auf Glühwürmchenjagd gingen, und sie lachten. In ihrer Gegenwart fiel es ihm schwer, die richtigen Worte zu finden. Wenn er etwas sagte, kam es ihm dumm und unbeholfen vor. Deswegen hörte er ihr lieber zu. Sie gestikulierte wild und bekam rote Flecken im Gesicht. Max fielen immer mehr Merkmale an ihr auf. Jedes Mal, wenn er sie traf, kam wieder eines dazu. Diese Art zu gehen, wenn sie gut gelaunt ist: ein leichtes Hüpfen, wie ein Kind. Viel jünger als eine dreissigjährige Frau.

Jeden Tag hoffte er, Eva zufällig anzutreffen. Egal, wo er war: Immer wieder bildete er sich ein, sie zu sehen. Ihre bunten Kleider, ihren unbeschwerten Gang. Kaum sah er genauer hin, bemerkte er, dass er sich geirrt hatte. Manchmal sahen die Frauen, mit denen er sie verwechselte, ihr nicht mal besonders ähnlich.

Er kramte sogar den alten Gedichtband, den er als Kind bekommen hatte, wieder hervor. Wenn er nachts nicht schlafen konnte, las er darin, und manchmal versuchte er selbst, Gedichte zu schreiben. Doch er konnte noch nie sonderlich gut mit Worten umgehen. Die begonnenen Gedichte landeten zusammengeknüllt im Papierkorb.

Seltsam, nach der Beziehung mit Susanne hatte er geglaubt, sich in niemanden mehr verlieben zu können. Doch seit er Eva wieder sah, war alles anders.

Heute Morgen entschloss er sich, loszufahren. Zuvor aber stattete er dem Blumenladen, an dem er sonst immer vorbeigeht, ohne ihn zu beachten, einen Besuch ab.

»Ein Geschenk für die Freundin, hm?«, fragte die junge Frau mit den pinkfarbenen Haaren, die die Ringelblumen einpackte.

Max lächelte gezwungen und murmelte etwas Unverständliches.

Die Frau grinste nur.

Die Häuser des Dorfes sehen immer noch fast so aus wie früher, nur wirken sie kleiner als damals. Max ist seither nie mehr hier gewesen.

Alles ist ihm vertraut. Die kleine Kirche. Die Wege, die sich durch das Dorf schlängeln. Und auch den Geruch, der durch sein offenes Autofenster hereinströmt, erkennt er wieder. Frisch

gemähtes Gras, Pferdemist und Heu. Nur die Menschen, die aus den Gärten schauen, als er vorbeifährt, sind ihm fremd.

Er parkt den Wagen, steigt aus. Den Rest des Weges muss er zu Fuss gehen.

Er setzt so langsam den Fuss vor den anderen, dass er fast den Eindruck hat, rückwärts zu gehen. Noch immer weiss er nicht, was er sagen wird. Am liebsten würde er umkehren. Aber er zwingt sich, weiterzugehen. Er weiss, dass er es jetzt tun muss. Sonst wird er sich nie trauen.

Die Sonne brennt auf ihn herab. Er schwitzt.

Schliesslich bleibt er stehen.

Das Haus, in dem er aufwuchs, ist klein und die Fassade schmutziggrau. Das Dach wirkt baufällig. Im Garten, neben dem Gemüsebeet, steht eine alte Frau und giesst die Tomaten. Er betrachtet sie einen Moment, sie schaut zurück. Offenbar ist sie nach seiner Familie in dieses Haus gezogen.

Evas Haus ist gross, und gelbe Kletterrosen umranken die Fenster. In ihnen spiegelt sich die Sonne. Im Garten stehen noch immer die Apfel- und Birnenbäume, auf denen er und Eva so gerne herumgeklettert waren.

Max zündet sich wieder eine Zigarette an. Zieht gierig daran, versucht sich zu beruhigen. Läuft vor Evas Haus auf und ab.

Die alte Frau beobachtet ihn, die Giesskanne in der Hand.

Immer wieder schaut er zu den Fenstern hinauf, glaubt, Eva dahinter zu sehen. Aber sicher ist er sich nicht, weil das Licht so stark reflektiert wird.

Erschrocken zuckt er zusammen, als ihn etwas am Bein berührt. Als er sieht, dass es nur eine weisse Katze ist, die um seine Beine streicht, muss er schmunzeln.

Die Zigarette ist nur noch ein kurzer Stummel, als er sie zu Boden fallen lässt. Sorgfältig löscht er die Glut mit der Schuhsohle.

Dann atmet er tief durch und geht auf die violett gestrichene Haustür zu. Steigt die kleine Vortreppe hinauf. Wie sie wohl reagieren wird?

»Eva Koller« steht in ihrer geschwungenen Schrift auf dem Türschild. Darunter der Klingelknopf.

Ein Räuspern. Max dreht sich um. Die alte Frau zwischen den Tomaten und Radieschen schaut ihn noch immer an.

»Wollen Sie zu Frau Koller?«, fragt sie freundlich.

»Ja«, sagt Max. »Wieso?«

»Sie ist in den Ferien. Erst gestern hat sie mich gefragt, ob ich ihre Pflanzen giessen kann, wenn sie mit ihrem Freund in Griechenland ist.« Die alte Frau streichelt die Katze, die jetzt um ihre Beine streicht.

Als sie seinen Blick sieht, runzelt sie die Stirn. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Ja.« sagt Max mechanisch. Mehr fällt ihm nicht ein. Er schaut auf die Ringelblumen in seiner Hand.

Dann steigt er die Treppe hinunter, läuft durch den Garten. Erst unter Evas Fenster hält er inne.

Wahrscheinlich werden sie verdorrt sein, wenn sie zurückkommt. Aber vielleicht weiss sie ja, von wem sie sind. Max legt die Ringelblumen ins Gras unter Evas Fenster und geht.

## Wüstensand

Es ist so hell, dass ich die Augen zusammenkneifen muss. Und auch so sehe ich nur schemenhaft die Dünen, diese geschwungenen Hügel aus Sand.

Alles, was man mir über die Wüste sagte, scheint zu stimmen.

Sie erstreckt sich bis an den Horizont, diese Sandlandschaft. Irgendwo in der Ferne, in der vor Hitze flimmernden Luft, sehe ich eine kleine Oase mit Palmen. Rundherum der heisse Wüstensand. Hin und wieder ein alter, verkrüppelter Baum. Ansonsten nur Leere und Stille in der Mittagshitze.

Hingerissen stehe ich da, starre in die Landschaft hinaus. Die Ruhe, die von diesem Ort ausgeht, fasziniert mich.

Ich habe mich ein paar Hundert Meter von meiner Reisegruppe abgesondert; ein warmer Windhauch trägt ihre Stimmen zu mir. Ich verstehe nichts, sprechen sie doch allesamt Sprachen, die ich nicht beherrsche. Besonders unsere Kamelführer, braun gebrannte Menschen in langen Gewändern, reden so fremdartig, dass ich nicht ein Wort aus ihrem Mund erfassen kann. Arabisch klingt schön, doch bisher mussten wir uns praktisch in Zeichensprache verständigen, denn das Englisch dieser Araber ist gebrochen und schwer verständlich.

Ich wende mich von den paar Dutzend Menschen, die um unsere Zelte und Kamele herumstehen, ab und schaue wieder hinaus auf die Wüste.

Jetzt bin ich also hier.

Das hätte ich nicht mehr erwartet. Nicht, nach allem, was geschehen ist.

»Weisst du was?« Meine grosse Schwester liess die Beine aus der Hängematte baumeln und schaute verträumt in den Himmel hinauf.

»Hm?«, fragte ich träge. Ich lag neben ihr und wäre in der schwülen Hitze dieses Sommertages beinahe eingeschlummert.

»Eines Tages gehe ich in die Wüste.«

»In die Wüste?«

»Ja, da will ich unbedingt mal hin. Später, wenn ich endlich Archäologin bin«, sagte Lena, und ihre Augen leuchteten.

Dieses Leuchten in ihren Augen kannte ich. Lena war eine Träumerin. Manchmal schwärmte sie mir von Orten vor, an denen sie noch nie gewesen war – und trotzdem hatte ich das Gefühl, dass sie sie genau vor sich sah.

»Da kannst du lange warten«, neckte ich sie. »Du bist doch erst zwölf!«

»Das muss ich mir doch nicht von einer Zehnjährigen anhören; du bist ja noch ganz grün hinter den Ohren«, versetzte Lena kühl und drehte mir beleidigt den Rücken zu. Die Hängematte wippte hin und her.

Nach einer Weile hielt ich das Schweigen zwischen uns nicht mehr aus. Ich hasste es, wenn wir nicht miteinander sprachen; meine Schwester war schon immer so etwas wie meine beste Freundin für mich gewesen. »Lena?«

»Was?«, sagte sie dumpf.

»Kann ... kann ich dann auch mitkommen, wenn wir beide gross sind?«

»Wohin?«

»In die Wüste, meine ich.«

Lena wandte sich mir wieder zu und grinste mich an. »Na gut, einverstanden.«

Und so beschlossen wir beide, später gemeinsam in die Wüste zu gehen. Es war kein naiver Kinderwunsch, wie wir sonst so viele hatten; er wurde nicht bei der nächstbesten Gelegenheit über den Haufen geworfen. Nein, dieser Wunsch begleitete uns über die Jahre hinweg. Sogar, wenn Lena und ich uns stritten, brauchte ich nur von der Wüste zu sprechen, und sie zeigte sich versöhnlich.

Dieser Wunsch verband uns, liess uns zusammenhalten.

Ich starrte meine Mutter entgeistert an, konnte kaum glauben, was sie gerade gesagt hatte.

Sie war blass, und ihre Augen waren verweint; ihr Gesicht wirkte viel älter als sonst. »Lena hat Leukämie.«

»Das ist jetzt nicht wahr, oder?«, stiess ich erschrocken aus und liess meine Sporttasche zu Boden fallen.

Mutter sagte nichts, knetete nur ihre Hände. Vater schwieg ebenfalls betreten und sah mich nicht an. Das war Antwort genug.

»Aber – sie ist doch erst achtzehn, sie kann doch nicht schwer krank sein!«, stammelte ich.

Mein Vater schürzte die Lippen, ohne mich aus seinen geröteten Augen anzusehen. »Offenbar schon.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Im Krankenhaus.«

Ich wusste nicht, was ich denken sollte, was ich sagen sollte. Die Angst erfasste mich, lähmte mich. Meine Schwester war krank.

Dabei hatte sich niemand etwas dabei gedacht, als sie an diesem Tag zu einer Routineuntersuchung zu ihrem Hausarzt ging. Zwar hatte sie sich in letzter Zeit nicht wohlgeföhlt; doch

wir glaubten, das sei nur eine besonders hartnäckige Grippe. Und nun diese Neuigkeit. Sie hatte Leukämie.

Ich brachte es nicht über mich, mich über die Krankheit zu informieren, an der meine Schwester erkrankt war. Auf eine seltsame Art und Weise hatte ich das Gefühl, ich würde der Krankheit damit mehr Macht geben. Würde der Angst mehr Platz geben.

Verunsichert beobachtete ich, wie sie sich veränderte, und ich verstand ihre Veränderungen nicht einmal.

Lena war tapfer. Sie kämpfte dagegen an, kämpfte gegen ihre zunehmende Schwäche. Sie wirkte oft müde und launisch, weil sie unter der Wirkung von Medikamenten stand. Nach den Strahlentherapien sah sie erschöpft und bleich aus. Wir sprachen nie darüber, dass sie vielleicht bald sterben würde. Ich befürchtete, dass es passieren würde, sobald ich es nur *aussprach*.

Doch nach einigen Monaten wurde meine Schwester wieder kräftiger, lebensfreudiger. Ihre blauen Augen leuchteten wieder wie Lichter in der Nacht, und sie erzählte wieder von Orten, an denen sie nie gewesen war. Sie erzählte mir von orientalischen Ländern, in denen alles noch war wie in den Märchen von Tausendundeiner Nacht. Sie erzählte mir von Palästen und Tempeln, von riesigen Bäumen, von verschlungenen Urwäldern, von reissenden Flüssen, vom Meerwasser, das türkis im Sonnenlicht funkelte. Und sie erzählte mir von der Wüste.

Ich lauschte ihr jedes Mal wie gebannt, neben dem Krankbett sitzend, und ich fühlte mich wieder wie das zehnjährige Mädchen, das neben ihrer grossen Schwester in der Hängematte lag. Ich vergass, dass Lena hier im Krankbett sass, in

einem Bett, dessen Laken klinisch weiss waren, und in einem Raum, in dem es nach Desinfizierungsmitteln roch.

»...und es soll dort sogar Männer geben, die dunkle Haut und doch intensiv grüne Augen haben«, sagte Lena sehnsuchtsvoll. »Stell dir das mal vor, wie schön diese Menschen sind.«

»Hm«, erwiderte ich grinsend. »Ich wette, du wirst dir einen Araber angeln, sobald wir dort sind.«

Lena kicherte. »Wie auch immer! Auf jeden Fall müssen wir unbedingt mal eine Wüstenwanderung machen.«

Sie erzählte es mir seit Jahren, und doch hörte ich ihr aufmerksam zu, als sie von den Kamelführern sprach, von den Kamelen und den Touristen, die sich nur mit Mühe und Not auf den Rücken dieser riesigen, schwankenden Tiere halten konnten.

Eine Frau in Weiss betrat das Krankenzimmer und unterbrach Lenas ausschweifende Beschreibungen. Die Krankenschwester war freundlich und fürsorglich. Und doch legte sich bei ihrem Erscheinen eine beklemmende Stille auf meine Schwester und mich, denn nun waren wir wieder zurück in der Realität. Das Bild von Pyramiden und Oasen verwischte und wich dem trostlosen Anblick des kahlen, durch und durch weissen Zimmers.

»Na, Lena, hast du die Medikamente schon genommen? Es ist genau zwölf Uhr.« Sie deutete auf die offene Packung auf dem Nachttisch.

»Och«, maulte Lena und langte nach der Packung. »Das habe ich ja völlig vergessen ... Muss das sein?«

Natürlich war das eine rhetorische Frage, und das Lächeln der Krankenschwester verblasste für einen Augenblick. »Ja, das muss leider sein.«



Ich schaute weg, als sie ihre Tabletten schluckte. Es waren so viele, dass mich der Gedanke anwiderte, dass sie die alle täglich einnahm.

Mittlerweile hatte die Krankenschwester ihr freundliches Gesicht wieder aufgesetzt und erkundigte sich nach Lenas Befinden.

»Gut, alles in Ordnung«, meinte Lena, während sie sie untersuchte.

Als sie sich danach wieder aufrichtete, wirkte sie zufrieden. »Ich muss noch Doktor Wenger konsultieren, aber du bist offenbar auf dem Weg zur Genesung. Wenn alles gut geht, kannst du das Krankenhaus in einigen Wochen verlassen.«

Meine Schwester strahlte mich an, und ich erwiderte das Lächeln erleichtert.

Von nun an wirkte sie noch lebendiger und weniger ausgemergelt. Jeden Tag, wenn ich sie besuchte, wirkte sie wieder etwas kräftiger. »Das Schlimmste habe ich wohl überstanden«, sagte sie hoffnungsvoll.

Doch dann verschlechterte sich ihr Zustand schlagartig.

In den Filmen regnet es häufig an Beerdigungen, und der Friedhof liegt dunkel und nass da, während die Trauernden sich um das Grab scharen.

Doch das Wetter war sommerlich warm, als Lena beerdigt wurde. Der Himmel war beinahe wolkenlos, Vögel zwitscherten in den Bäumen. Der Friedhof war bunt und hell; die blühenden Blumen auf den Gräbern lockten Schmetterlinge an. In der Nähe lag ein Schwimmbad, wo die Kinder fröhlich kreischten und die Leute sich zufrieden an der Sonne aalten.

Welche Ironie.

Wenn es einen Gott gab, weshalb war er dann so unglaublich ungerecht? Ich konnte an nichts anderes denken, als ich neben dem frisch ausgehobenen Grab stand, in das meine Schwester versenkt wurde. Neunzehn. Sie war erst neunzehn.

Ich schüttelte Mutters Hand ab, die sich in meine Schulter gekrallt hatte. Ich hörte sie leise schluchzen, doch ich blickte sie nicht an. Ich starrte nur auf den hellbraunen Sarg, der allmählich in der Erde verschwand. Meine Wangen blieben trocken, ich hatte nicht einmal geweint, als der Pfarrer gesprochen hatte. Seine Worte waren nichts als leere Hülsen gewesen; ich hatte kaum etwas davon wahrgenommen.

Vielleicht weinte ich nicht, weil ich es nicht wahrhaben wollte. Weil es so unvorstellbar war, dass meine Schwester tot war, und dass die Welt sich trotzdem weiterdrehte. Als ob nichts geschehen wäre. Als ob das Leben so noch weitergehen könnte.

Im Sommer nach Lenas Tod hatte sich an meinem Zustand noch kaum etwas geändert. Das Leben zog an mir vorbei, und ich nahm nichts wirklich wahr. Manchmal packte mich die Wut, Wut über diese Ungerechtigkeit, die mir widerfahren war. Die Matura hatte ich bestanden, und ich hatte mich für Studiengang Biologie angemeldet, ohne mich wirklich darauf zu freuen.

Lenas Zimmer wurde ausgeräumt. Ich wusste noch genau, wie sie manchmal bäuchlings auf dem Boden lag, ein Buch las und dabei vor sich hin summt. Nun lag ich an derselben Stelle im leeren Zimmer und hörte ihr unbeschwertes Summen wie aus weiter Ferne. An den kahlen Wänden klebten vereinzelte Klebstreifen, und die leicht verfärbten Flächen zeugten von

den Landschaftsbildern, die Lena dort aufgehängt hatte. Es waren Bilder der Orte gewesen, die sie bereisen wollte.

»So kann das doch nicht weitergehen!« Meine Mutter stand plötzlich neben mir im leeren Raum und runzelte besorgt die Stirn. »Lisa, irgendwas *musst* du doch mit deinen Ferien anfangen. Such dir einen Job, oder hilf mir beim Putzen, aber sitz doch nicht andauernd in diesem Zimmer –«

»Ich will aber nichts tun«, sagte ich schlicht und kam mir dabei vor wie ein kleines, trotziges Kind. In letzter Zeit benahm ich mich tatsächlich wie ein Kind und nicht wie die junge Erwachsene, die ich war.

Meine Mutter seufzte tief, kniete sich neben mich und streichelte mir durch die blonden Haare. »Es ist für uns alle schrecklich, Lena verloren zu haben. Aber das Leben geht weiter. Hör auf, dich dagegen zu sträuben.«

»Das Leben geht weiter!«, stiess ich zornig aus. »Das sagen sie alle!«

»Und es stimmt«, sagte meine Mutter leise, und ihre Stimme brach. Ihr Gesicht war vor Schmerz verzogen; sie hatte sichtlich Mühe damit, ihre Tränen zurückzuhalten. Ich hatte mir noch nie überlegt, wie es wohl sein musste, seine Tochter zu verlieren.

Meine Mutter umarmte mich, und ich roch für einen Augenblick ihren vertrauten Geruch. Sie benutzte dasselbe Parfüm, wie Lena es getan hatte; der Duft trieb mir die Tränen in die Augen. Rasch entzog ich mich ihrer Umarmung.

»Du musst dich ablenken, etwas ganz Neues tun.« Meine Mutter drückte mir einen Reisekatalog in die Hand.

Verwirrt nahm ich den Katalog, blätterte ihn durch. Bei einer Seite hielt ich inne. Mit einem roten Filzstift war eine Abbildung umkreist. Sie zeigte eine Wüstenlandschaft.

Ich schaute auf. Meine Mutter lächelte. »Was meinst du?«

Es dauert einen Augenblick, bis ich aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurückkehre. Ungläubig blinzele ich ins grelle Sonnenlicht und realisiere, wo ich bin.

Eine Hand berührt meine Schulter. Ich drehe mich um und blicke in das dunkle Gesicht eines jungen Kamelführers. Seine Augen fallen mir auf; sie sind ungewöhnlich hellgrün. Sofort denke ich an Lena, und dass dieser in einem langen, hellen Gewand gekleidete Araber ihr sicherlich gefallen hätte.

Ich lächle ihn an, verstehe nicht sofort, was er mir sagen will. Schliesslich begreife ich, was er mir in gebrochenem Englisch zu erklären versucht: »Wir ziehen weiter.«

»Gut, ich komme«, erwidere ich mittels Zeichensprache, und der Kamelführer geht zum Lager zurück, wo sich die Leute zum Aufbruch bereit machen.

Bevor ich mich ihnen anschliesse, werfe ich noch einmal einen Blick auf die schier endlose Wüste.

Es ist genauso, wie wir es uns immer ausgemalt hatten, Lena und ich. Nur ohne Lena.

### Zugromantik

Es riecht nach Zug. Die Fenster sind staubig, der Boden gefleckt, die Sitze in diesem grässlich Rotblau gemustert. Heath ist schon lange nicht mehr Zug gefahren. Darum zögert er auch, als er zur Toilette gehen will. Muss er jetzt etwa seine ganze Tasche mitschleppen? Er wirft einen raschen Blick auf sein Gegenüber, eine alte Dame mit grässlichem Hut, die mit gefalteten Händen lächelnd aus dem Fenster blickt. Na ja. Heath lässt die Tasche da.

Das Klo ist natürlich im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend. Das Klopapier ist nass, und auf den Spiegel hat jemand »Jesus liebt dich!« geschmiert. Moment mal. Wer schreibt denn so was auf einen Spiegel? Heath grinst, vergisst, dass er in einem Zug steht, schwankt und stolpert gegen das tiefende Klopapier. Er hat einen kurzen und heftigen Ekelanfall. Der gelbliche Fleck auf seinem Hemd ist herzförmig. Heath versucht, nicht daran zu denken, und sein Blick fällt wieder auf die frohe Verkündigung auf dem Spiegel. Gibt es etwa gottesgläubige Leute, die mit Filzern durch den Zug laufen, um ihre Botschaft an die Spiegel zu schreiben? Vielleicht, um mal etwas andere Szenen für sich zu gewinnen? Oder war das vielleicht ein Gegner der Kirche, der die Gottesgläubigen als »Kloschmierer« unbeliebt machen wollte?

Als Heath zurück an seinen Platz will, ist dieser blockiert von einem sehr runden Mann, der gerade mit Heaths Gegenüber – dem grässlichen Hut – ein Gespräch angefangen hat. Der runde Mann stützt seine massigen Arme auf ein kleines Wägelchen mit Kaffee und Croissants, das langsam einzustürzen droht.

Bevor die Ware am Boden landet, will Heath noch eines der Croissants retten, beschliesst er. Und hängt sich quer über die Lehne, um sein Portemonnaie aus der Tasche zu klaben. Das erweist sich aber als ziemlich schwierig, vor allem, weil das Portemonnaie nicht in der Tasche zu sein scheint.

Irgendwann bemerkt der dicke Verkäufer Heaths Mühen, entschuldigt sich tausendmal und fährt hastig davon. Adieu Croissants. Heath seufzt.

Aber wo, verdammt noch mal, ist sein Portemonnaie? Er räumt den ganzen Inhalt der Tasche auf das – viel zu kleine – Tischchen. Die alte Frau gegenüber schaut ihm sehr interessiert zu. Sie hilft ihm auch, nach einer gemeinen Kurve, alles wieder einzusammeln, und sie sieht freundlich über die Staubwolken hinweg, die es gibt, als Heath seinen Mantel ausschüttelt. Langsam wird Heath misstrauisch. Hat ihm irgendjemand seine Unsicherheit angesehen und hinterhältig zugeschlagen, als er auf der Toilette war? Der dicke Mann etwa? Nein. Der hätte doch nicht zwischen die zwei Sitze gepasst. Heath schaut sich unauffällig um. Der Zug ist erstaunlich leer. Wenn man es genau nimmt, ist die einzige Person in Reichweite die alte Frau mit dem hässlichen Hut.

Heath räuspert sich. »Äh, entschuldigen Sie ...«, beginnt er zögernd. »Haben Sie ... haben Sie vielleicht zufällig mein Geld? Also ich meine, tut mir wirklich Leid, es ist nur so ... dass, mein Geld ... na ja ... ich brauche es wirklich und so ...«

Die Frau sieht ihn ernst an. Heath kann ihren Blick nicht ganz deuten. Ist sie zerknirscht? Überrascht? Traurig? Oder vielleicht einfach schwerhörig? Heath holt gerade Luft, um seine Frage etwas lauter vorzutragen, da sagt die Frau mit sehr klarer und deutlicher Stimme: »Jaa.«

Sie sieht ihn noch immer aufmerksam an, fast, wie ein kleines Kind, das abwägen will, wie schwer die Strafe sein wird.

Heath ist einen Moment lang sprachlos. Dann fasst er sich wieder. »Das ist ja unglaublich!«, ruft er aus. »Was bilden Sie sich eigentlich ein! Da ist mein Pass drin! Meine sämtlichen Bankkarten! Wissen Sie eigentlich, wie viel Unannehmlichkeiten mir das gebracht hätte? Und *Ihnen* hätten die Karten gar nichts gebracht!«

»Denken *Sie*«, entgegnete die Frau mit einem winzigen, unverschämten Lächeln.

»Ich – ich ... Sie sind eine hinterhältige, fiese Diebin! Nutzen es schamlos aus, dass Sie wie eine freundliche Oma aussehen...«

Die Frau lacht. »Ja, was soll ich denn sonst tun? Mich als Gangster verkleiden, damit die Leute gewarnt sind?«

»Sie sind wirklich sehr, sehr ... sehr ...«

Die Frau steht auf und tritt in den Gang.

»Hey«, Heath schiesst hoch und hält sie am Arm fest, »was soll das denn jetzt? Wo wollen Sie hin?«

»Ich muss zur Toilette. Vielleicht fällt Ihnen ja in der Zwischenzeit ein, was Sie sagen wollten«, sagt die Frau freundlich und nimmt Heaths Hand von ihrem Arm.

Ihre Haut ist warm und zart, und Heath merkt plötzlich, dass sie leicht nach Maiglöckchen duftet. Frisch und frühlingshaft.

»Warten Sie«, die Frau geht zu ihrer eigenen, riesigen Tasche und kramt darin. Schliesslich zieht sie einen hellblauen, mit Blumen bestickten Geldbeutel heraus und drückt ihn Heath in die Finger. »Als Pfand«, sie zwinkert ihm zu und verschwindet in Richtung Toilette.

Heath stöhnt, lässt sich zurück auf seinen Sitz fallen und schliesst die Augen. Nach einer Weile wird er neugierig und schaut sich den Geldbeutel genauer an. Ein bisschen altmodisch, aber sehr kunstvoll gestickt. Er hält die Nase daran und schnuppert. Wieder Maiglöckchen. Und ... Orange. Nach einem kurzen Blick zu der Schiebetür, wo die Frau verschwunden ist, öffnet er den Verschluss.

»Dieses Biest!«, zischt er.

Der Beutel ist prall gefüllt mit Karamellbonbons. Ist sie jetzt etwa mit seinem Portemonnaie abgehauen? Nein, ihre riesige Tasche steht noch da. Heath nimmt die Tasche genauer in Augenschein. Sie ist farblich in ihrem warmen Gelb super auf die frischgrüne Jacke daneben abgestimmt. Heath entdeckt vier Äpfel, eine Tüte mit Trockenfrüchten, eine mit gebrannten Mandeln, viele Taschentücher, eine Wasserflasche, eine grosse Sonnenbrille, zwei weitere Geldbeutel, einen aus knallrosa Plastik und einen aus abgewetztem Leder ...

»Haben Sie sich schon ein Bonbon genommen?«, fragt die Frau. »Oder wollen Sie lieber einen Apfel?«, sie grinst, als Heath leicht aus dem Gleichgewicht gerät und aus Versehen auf ihre Tasche fällt. »Kein Problem«, sagt sie, »da ist nichts Zerbrechliches drin.«

Heath setzt sich wieder normal hin und schaut die Frau eine Weile einfach nur an. Sie hat viele Fältchen im Gesicht, was ihr aber eigentlich nicht schlecht steht. Besonders die Lachfältchen

um die Augen passen sehr gut. Auf den Wangen kann er verblasste Sommersprossen erkennen. Ihre grauen Augen lachen auch jetzt herausfordernd, als sie einfach nur wartend dasitzt. Sie hat kurze weisse Locken und zwei schwarze, dreieckige Stecker in den Ohren. Der Strohhut, an dem etwa sieben rotbraune Federn stecken, ist eigentlich nur auf den ersten Blick hässlich, auf den zweiten Blick passt er.

Heath muss plötzlich lächeln.

Die Frau merkt das sofort und lächelt ebenfalls. Dann gluckst sie vorsichtig ein bisschen.

Heath schüttelt ungläubig den Kopf, kann sich aber nicht mehr zurückhalten.

Beide prusten los.

»So. Ich muss dann leider mal«, sagt Heath bedauernd, klopft sich die Zuckerkrümel von der Hose und reicht Frau Ingold die Tüte mit den gebrannten Mandeln. »War köstlich«, sagt er.

»Ihr Sandwich hat auch sehr gut gemundet«, sagt Frau Ingold und wischt sich ebenfalls die Krümel vom Rock.

»Wo fahren *Sie* eigentlich hin?«, fragt Heath, während er seine Tasche verschliesst.

»Ach, nichts Bestimmtes«, Frau Ingold lächelt. »Zug fahren ist mein Hobby, wissen Sie. Man lernt immer wieder furchtbar nette Leute kennen ...«

Sie grinsen sich wissend zu, und Heath steht auf. Er zögert. Kann man sich nach so einem Treffen einfach verabschieden? Und das war's dann? Plötzlich fühlt er sich ein kleines bisschen wehmütig. Ach komm schon, Heath, fasst er sich gleich wieder, was sollst du denn sonst tun? Eine siebzijährige Lady nach ihrer Handynummer fragen? Mit ihr in eine Disco gehen?

Frau Ingold nimmt ihm die Entscheidung ab. »Na dann, mein Lieber. Hat mich wirklich gefreut!«, sie winkt ihm galant zu, und Heath deutet eine Verbeugung an.

Erst als er sich draussen am Bahnhof doch noch ein Croissant leisten will, fällt ihm sein Portemonnaie ein. Sie hat es ihm nicht zurückgegeben.

## Klatschmohn

*Wer Hodel ist, soll hier ungesagt bleiben. Es kann eine tapfere, starke Frau sein, eine Ritterin, Zauberin, Prophetin, eine Seegurke, ein Schwein. Es kann sich aber auch um Sie handeln.*

Jedenfalls ist Hodel auf dem Weg, um die Welt zu retten. (Aus Zeitgründen kann hier nicht auf den ganzen Weg eingegangen werden.)

Sie hat das Gefühl, bereits am Ende der Welt angekommen zu sein. Das Licht ist so unwirklich hell, der Himmel ist verschwunden. Auf der grauen Autobahn, an deren Rand sich Hodel entlang schleppt, fahren schon längst keine Autos mehr. Irgendwann kommt sie an eine Autobahnbrücke. Sie lehnt sich müde ans Geländer und blickt hinunter. Da ist nur eine matschige Wiese, voll mit Büchsen und Flaschen, Stofffetzen und Bierdeckeln. Hodel geht weiter und sieht am Ende der Brücke eine kleine Treppe, die nach unten führt. Die Stufen sind schmutzig, die Wand ist schon so dicht übersprayed, dass man ihre Farbe nicht mehr erkennen kann.

Hodel fühlt sich sehr fremd und unwirklich. Hastig tritt sie

unter der dunklen Brücke hervor und stapft durchs Gras Richtung Westen, wo sie ein paar Bäume sieht. Kurz darauf sieht sie einen kleinen Feldweg und schlägt ihn dankbar ein.

Auf einmal verschlägt es Hodel den Atem.

Ein Feld von wogendem Klatschmohn. Blutrot. Riesig.

Hodel kann sich nicht mehr bewegen. Steht nur da und schaut. Hier ist das Herz der Welt. Sie hat es gefunden.

Mit ausgebreiteten Armen läuft Hodel auf das Feld zu, auf einmal spürt sie einen kühlen Wind im Rücken und springt hoch in die Luft. Sie tanzt, mitten im Feld dieser riesigen Klatschmohnblüten, und fühlt sich leicht wie eine Feder.

Dann legt sie sich auf den Boden, riecht den Geruch der Erde, und blickt hinauf in die roten Blütenblätter. Sie fühlt sich zu Hause.

»Nun, was ist jetzt?«, hört sie irgendwann eine leise Stimme. Sie gehört zu einem kleinen Wurm, der ziemlich faltige Haut hat. »Du wolltest doch die Welt retten?«, stichelt er. »Oder kannst du es etwa doch nicht? Naaaa? Sag schon ...«

Irritiert starrt Hodel den Wurm an. »Bist du etwa ... Gott?«

»Nein!«, der Wurm kichert (so, wie ein Wurm halt kichern kann). »Ich bin ein Stellvertreter. Aber lenk nicht ab! Was ist jetzt mit deinen grossen Plänen?«

Hodel seufzt und richtet sich auf.

»Du bist am richtigen Ort«, sagt der Wurm, »diese Blume ist die älteste. Eine Million Millionen Jahre! Wenn *ich* mich nur so gut gehalten hätte ...«

Hodel streicht ganz vorsichtig über das riesige Blütenblatt. Sie spürt die grosse Wärme, die von der Blume ausgeht, ein leises Kribbeln geht durch ihren Finger. Doch was ist das? Hodel

lässt den Finger eine Weile auf dem roten Blatt. Es ist dasselbe Gefühl, wie wenn sie bei sich selbst den Herzschlag fühlt.

Das Herz der Welt.

Hodel betrachtet die Blüte. Da sind die grossen, kräftigen Blätter. In der Mitte der Stempel. Er ist seltsamerweise pechschwarz. Auf einmal weiss Hodel, dass hier das Gute und das Schlechte vereint sind. All die wunderbaren Seiten des Lebens und all die tiefen Abgründe.

»Du müsstest nur den Kern herausbrechen«, sagt der Wurm, »dann wären sie getrennt. Für immer und ewig.«

Hodel kann auf einmal nicht mehr richtig denken. Wie von selbst packt sie den Stempel. Es ist ein seltsames Gefühl, es verbrennt ihr die Finger und ist doch eiskalt, als sie den Stempel mit einem leisen Knacken hinausbricht. Gleichzeitig fühlt sie einen stechenden Schmerz in ihrem Fuss. Ihr wird schwindlig, sie fällt zurück und sieht nur noch aus dem Augenwinkel, wie die Blüte plötzlich wie im Zeitraffer verdorrt und zu Staub verfällt. Ein ohrenbetäubendes Geschrei wie von tausend Stimmen bricht aus. Ihre Augen fallen zu, und sie spürt sich selbst nicht mehr.

So einsam hat sie sich noch nie gefühlt. Es schnürt ihr die Kehle zu, sie kann kaum atmen vor Schmerz. Sie hat keinen Halt mehr unter den Füssen.

Eine Lautsprecherdurchsage: »Herzlich willkommen im Himmel. Im Bereich der Schäfchenwolken bedient Sie jetzt die Intercity-Railbar. Bei den rosa Wolken gibt es Rosenbäder und Massagen. Wir wünschen eine angenehme Ewigkeit.«

Hodel reisst die Augen auf. Strahlendes Licht. Ein lachendes, wunderschönes Gesicht mit ebenmässigen Zügen.

»Hallo?«, fragt Hodel zögerlich.

»Einen wunderschönen guten Tag, schön, dass es dich gibt. Ich bin Manfred-El, dein persönlicher Schutzengel. Ich habe dir einen kleinen Lunch mitgebracht, du hast sicher Hunger.«

Er streckt ihr mit sauber manikürten Händen zwei schneeweisse Teller entgegen. Im einen ist ein Haufen kandierter Rosenblätter, im anderen wabbelt ein weisser Pudding, der zart nach Vanille duftet. Daneben liegt ein goldener Teelöffel mit Schnörkeln am Griff.

Hodel isst beides nacheinander. Es schmeckt himmlisch. Als sie gerade den letzten Bissen genommen hat, traben zwei Schimmel um die Ecke – Verzeihung, im Himmel gibt es keine Ecken. Sie traben also daher, aus der weiten Ferne, mit wallender Mähne.

»Eine kleine Sightseeing-Tour gefällig?«, fragt Manfred-El mit lachenden Augen.

Hodel muss sich keine Gedanken darüber machen, wie sie auf die Schimmel hinaufkommt, weil sich ihre Wolke sofort sanft anhebt, sodass sie nur noch das Bein hinüberschwingen muss. Auf dem angenehm warmen Pferderücken traben sie nun durch die Wolken, die bei jedem Huftritt Daunenfedern aufwirbeln. Leise Harfenmusik weht herüber.

Als sie an den rosa Wolken vorbeikommen, stehen da tatsächlich grosse, einladende Badewannen, die aussehen wie riesige Perlmuscheln. Das Wasser ist zartrosa angehaucht und duftet wunderbar. Alle Engel, die bereits im Wasser liegen, haben sympathische Gesichter, und entweder schweigen sie, summen mehrstimmig ein wunderschönes Lied, oder sie führen ein

freundliches Gespräch über Rosenblätter. Natürlich sind da noch zwei freie Badewannen. Als Hodel sich hineingleiten lässt, wagt sie einen Blick zu Manfred-El und sieht, dass er einen muskulösen und gebräunten Oberkörper hat.

Zwischendurch kommt eine Harfengruppe vorbei. Etwas später dürfen sie dann aus dem Wasser steigen, wo auf jeden von ihnen ein vorgewärmtes Badetuch wartet. Die Perlmuscheln werden umgedreht und in glitzernde Massageliegen verwandelt. Selbstverständlich teilt Hodels Masseur das vorteilhafte Aussehen von Manfred-El.

Aber plötzlich spürt Hodel, wie ihr alles entgleitet, unmerklich entfernt sie sich von Manfred-El. Ein kalter Wind fährt ihr über den nackten Rücken. Die dichten weissen Wolken werden plötzlich brüchig, und darunter ist es pechschwarz. Niemand bemerkt, dass sie fällt, niemand hält sie fest.

So einsam hat sie sich noch nie gefühlt. Es schnürt ihr die Kehle zu, sie kann kaum atmen vor Schmerz. Sie hat keinen Halt mehr unter den Füssen.

Ein brennender Schmerz macht ihr klar, dass sie auf glühend heissem Boden liegt. Rasch steht sie auf, kann aber nichts sehen. Es ist kohlrabenschwarz. Obwohl ihre Füsse brennen, hat sie immer noch das Gefühl zu fallen, das ändert sich auch nicht, als sie auf Zehenspitzen einige Schritte macht. Plötzlich fühlt sie etwas Glitschiges an ihrem Bein, das sie festhält. Sie will laut aufschreien, aber sie hat keine Stimme mehr. Oh nein. Nein, nein, nein! Das Glitschige ist plötzlich wieder weg. Aber jetzt bleibt die Angst davor, dass es zurückkommt. Sie ist richtig starr vor Angst.

Sie schlottert vor Kälte am ganzen Körper, nur ihre Füße sind immer noch heiss. Eigentlich ist es nur ein Fuss. Was ist mit dem anderen? Sie kann ihn nicht mehr spüren.

Plötzlich hört sie einen schrecklichen Schrei. Wenn sie nicht sowieso schon Eiszapfenkonsistenz gehabt hätte, wäre ihr spätestens jetzt das Blut in den Adern gefroren. Irgendwie kommt ihr die Stimme bekannt vor. Ist es jemand aus ihrer Familie?

Sie will weg, nur weg, aber sie kann sich nicht bewegen. Sie will die Augen schliessen, sich wegdenken, wegträumen; aber wenn sie die Augen schliesst, sind da nur all die Albträume, die sie je gehabt hat.

Sie will sterben.

»Du bist schon tot«, schießt es ihr plötzlich durch den Kopf.  
»Willkommen in der Hölle!«

Sie hört ein schreckliches Lachen, alles in ihr sträubt sich gegen dieses Lachen, aber gleichzeitig merkt sie mit Schrecken, dass es von ihr selbst kommt.

Plötzlich ist da wieder Boden. Sie ist so unglaublich erleichtert, dass sie es kaum fassen kann. Alles in ihr zittert, ihr Herz schlägt viel zu schnell. Endlich kehrt die Wärme in ihren Körper zurück. Tränen laufen über ihre Wangen.

Das Einzige, was sie noch nicht spürt, ist ihr Fuss. Vorsichtig öffnet sie die Augen. Da ist ein grüner, behaarter Stängel. Klatschmohn. Der Schreck schießt ihr sofort wieder durch den Körper.

Aber dann sieht sie, dass es nur eine einzige Blüte ist, die auch gar nicht sehr gross ist. Die Blätter sind weder besonders warm, noch haben sie Herzklopfen. Nur auf einem Blatt ist sie

ein bisschen seltsam braun. Ach nein ... das ist ja ein Wurm! Ein faltiger Wurm.

Hodel will etwas sagen, aber sie hat noch keine Kraft dazu.

»Verzeih mir«, sagt der Wurm. »Ich habe in deinen Fuss gebissen. Du warst gelähmt von dem Gift. Du hast heftig fantasiert. Aber ich konnte es ja wohl nicht zulassen, dass du die Welt kaputtmachst! Natürlich hast du es nur gut gemeint, das weiss ich, und ich rechne es dir hoch an. Aber ich habe es nun mal besser gewusst, darum musste ich dich stoppen. In Ordnung?«

Hodel schweigt. Dann nickt sie.

»Super. Noch mal vielen Dank für deine guten Absichten«, sagt der Wurm. Dann kriecht er zu Boden und macht sich aus dem Staub. Nur ein letztes Mal dreht er noch leicht den faltigen Kopf und sagt: »Ich bin übrigens kein Wurm. Nur ein bisschen stark gealtert.«

Hodel bleibt einfach liegen und wartet, bis ihre Lebensgeister zurückkommen. Irgendwann hat sie sogar wieder ein bisschen Gefühl in ihrem Fuss.

Erst mal dreht sie den Kopf nach oben. Blauer Himmel. Endlich. Sie schaut sich um und sieht, dass sie in einem braunen Hinterhof liegt. Die Wände sind abgewetzt und mit Efeu überwuchert. Auf einem Balkon stehen Blumenkisten, und auf einem anderen hängen bunte Unterhosen an einer Wäscheleine. Hodel ist unglaublich erleichtert, als sie diese Unterhosen sieht. Sie ist wohl tatsächlich zurück.

Sie liegt auf braunen, staubigen Steinplatten. Hodel setzt sich auf. Ein paar Schritte weiter ein kleines Stück Rasen und ein Sandkasten. Dahinter eine kleine Birke.

An der Hauswand lehnen Fahrräder.



»War ich betrunken, oder was?«, murmelt Hodel. Dann fällt ihr ein, dass sie nie Alkohol getrunken hat. Vielleicht erst recht? Was soll's. Sie wird es nie erfahren.

Hodel steht auf und tritt aus dem Durchgang hinaus auf die Strasse. Die Sonne scheint ihr aufs Haar. Neben ihr eine Baustelle. Kleine Partikel fliegen durch die Luft und lassen sie niesen. Sie geht die Strasse entlang, die voller Hundescheisse und alter Zeitungen ist. Ein kleiner Junge mit einem grossen Eis grinst ihr freundlich zu. Scheint so, als wäre sie tatsächlich zurück. Zurück im Leben.

*Diese beiden Texte wurden mit dem 1. Preis im schweizerischen Literaturwettbewerb »Unterwegs« ausgezeichnet.*

## WERKSTATT-TAGEBUCH

### Schreibzeit Schweiz 8-13 Jahre

Samstag, 16. Juli 2008 – Anreisetag

Ich bin um 6.30 Uhr glücklich aufgewacht und habe ein Joghurt gegessen. Dann sind wir nach Dübendorf gefahren, zu meiner Schwester Lauras Gotte. Wir haben auch noch da gefrühstückt. Wir sind noch bis um 10.25 Uhr dageblieben. Dann sind wir nach Biel gefahren, zu Papas Chef. Da assen wir Mittagessen: Lasagne. Um 14.30 Uhr sind wir zum Landgasthof, in dem meine Eltern schlafen, gefahren. 16.40 Uhr sind wir nach Köniz gefahren. In Köniz angekommen, haben wir das Pfadiheim auch gefunden. Mir gefiel es sehr. Ich habe auch schon einen Freund gefunden. Wir sind nur zwei Knaben in der Schreibwerkstatt. Jetzt, um 18.30 Uhr, essen wir Nachtessen: Spaghetti. Dann spielen wir noch Spiele und gehen schlafen.

*Nino Felice Massera*

Sonntag, 27. Juli 2008

Am Sonntagmorgen wurden wir um acht von Cordula geweckt. Nach dem Frühstück wurde in die zwei Altersgruppen aufgeteilt. Wir bekamen einige Anregungen, von denen wir uns inspirieren lassen durften. Dann begann die offizielle »Schreibzeit«. Wir suchten uns jeder ein schönes

Plätzchen in der Umgebung aus, wo wir über Ideen für unsere ersten Geschichten nachdenken konnten. Das Einzige, was unsere Konzentration hin und wieder unterbrach, war das regelmässige Warnsignal vom nahen Bahngleis, welches einige von uns genervt aufseufzen liess, und die darauf folgenden vorbeiratternden Züge.

Nach einer Stunde folgte die erste Textbesprechung. Jedoch hatte erst einer unserer ganzen Gruppe bereits fertige Texte, und so durften wir vor dem Mittagessen noch eine weitere Stunde schreiben. Eine längere Pause nach dem Mittagessen liess uns Zeit, freiwillig an unseren Texten weiterzuarbeiten, ein Buch zu lesen oder uns zu entspannen.

In der zweiten Besprechung des Tages wurden jetzt drei Texte vorgelesen und bewertet. Dabei mussten wir alle ein bisschen etwas einstecken, worauf Tina und Cordula uns zwar vorbereitet hatten, jedoch fühlten wir uns trotzdem alle ein bisschen hilflos angesichts der vielen Informationen und Kritikpunkte, mit denen wir zuerst nicht so viel anzufangen wussten. Das würde sich aber im Laufe der Woche noch ändern, schliesslich befanden wir uns noch ganz am Anfang.

Anschliessend durften wir uns wieder ganz dem Schreiben widmen, die neu entstandenen Geschichten wurden in der Textbesprechung am Abend vorgetragen.

Nach dem Nachtessen folgte die letzte Kritikrunde für den heutigen Tag. Zum Abschluss lasen die beiden Altersgruppen sich gegenseitig einige der fertigen Texte vor, die an diesem ersten Schreib-Tag verfasst wurden.

*Darja Samira Keller*

### Montag, 28. Juli 2008

Heute machten wir schon am Morgen einen Spaziergang. Er führte zu einer Kirche in Köniz. Dort durften wir uns immer zu zweit zusammensetzen und einander herumführen, und dann, wenn man eine schöne Stelle gefunden hatte, drückten wir auf die Schulter des anderen Mitspielers und der spielte dann einen Fotoapparat und merkte sich das Bild gut. Dann wurde gewechselt, wenn das gemacht war, durften wir zu diesem Bild eine Geschichte oder einen Text schreiben. Dann machten wir noch ein Schreibspiel und spielten Theater auf der Bühne, die aufgestellt war. Langsam brachen wir auf, wir packten unsere Sachen zusammen und liefen zurück zum Pfadiheim.

*Thea Tina Giger*

### Dienstag, 29. Juli 2008

Nun habe ich den ganzen Tag geschrieben, geschrieben, geschrieben ... Als uns Cordulas Klopfen aus dem Schlaf riss, kam ich natürlich nicht umhin, mich aus dem Bett zu quälen und mir die Klamotten über den Leib zu streifen. Noch ein wenig verschlafen schleppte ich mich schliesslich an den Frühstückstisch, noch immer ganz versunken in meinem Traum. Die erste Kritikrunde liess am heutigen Tag nicht auf sich warten; sofort wurde uns wieder eine anregende Inspiration geliefert, dieses Mal anhand von Bildern. Jeder durfte zwei Bilder ziehen, über die er dann schreiben kann. Ich griff mir einen Teddybären mit Kaktuskopf. Sofort

machten wir uns an die Arbeit. Draussen war es warm und sonnig, also machten wir es uns unter dem Baum bequem. Wenn wir von unserem Platz aus herunterschauten, konnten wir in ein Freibad sehen. Geräusche wie Lacher und Wasserplansch, die uns eine schöne Geräuschkulisse zauberten, vertrieben die Stille, die manchmal nur vom Piepen der Eisenbahnschranke und dem Kratzen der Bleistifte unterbrochen wurde. Die Zeit verging wie im Fluge, und um elf war schon die nächste Kritikrunde. Viele in unserer Gruppe hatten einen neuen Text und präsentierten ihn. Ich musste an meinem noch feilen.

Beim Mittagessen, das wie meistens aus einer Art Buffet bestand, vermittelten uns die warmen, mit Tomatensosse und Gewürzen bedeckten Brote ein richtig süditalienisches Ferienfeeling. Die Brote schmeckten uns wirklich sehr gut. Nach dem schmackhaften Essen hatten wir etwa eine Stunde Mittagspause. Die meisten schrieben trotzdem noch an ihren Texten weiter, oder sie lasen. Danach fand schon die nächste Kritikrunde statt, und kurz vor unserer Schreibzeit sorgten Cordula und Tina, unsere Leiter, für Inspiration.

Auch das fiel äusserst originell aus: Wir alle schrieben einen oder zwei Sätze auf ein weisses Papier, falteten es dreimal und warfen es schliesslich in eine aus Edelstahl gefertigte Schüssel. Cordula mischte den »Blattsalat« und reichte ihn herum. Wir alle zogen einen Zettel. Da ich selbst noch Texte eintippen und zu Ende schreiben musste, konnte ich den Satz »Das Essen im Zug-Restaurant ist teuer.« nicht brauchen – auch wenn sich in meinem Kopf sofort ein paar Geschichten zusammensetzten. Während ich es mir unter

einem Baum mit meinem Tippgerät bequem machte, gingen die anderen aus meiner Gruppe ebenfalls nach draussen, um weiter zu schreiben. Die Sätze aus dem kleinen »Inspirations-Spiel« waren teilweise recht witzig. Was man zum Beispiel mit einem Satz wie: »Ich heisse Max und bin acht Jahre alt.« alles anstellen könnte?

Wir alle waren die nächsten zwei Stunden sehr mit unseren Texten beschäftigt, und wir bemerkten erst fast nicht, dass es leicht zu regnen begann.

Da flüchteten wir durch das niedrige Fenster hurtig ins Zimmer. Kurze Zeit später war es wieder einmal Zeit für eine Kritikrunde. Dieses Mal stellte auch ich meinen Text den anderen vor und wurde bei den Leiterinnen in Sachen Kritik in meinem Schreibstoss ganz schön gedämpft ... Dennoch war ich froh über die Chance, endlich einmal ehrlich bewertet zu werden. Nach der Kritikrunde gingen wir zurück ins Zimmer und vertrieben uns die kurze Zeit bis zum Abendessen. Es gab Bratwürste, die sehr gut schmeckten.

Später, das Abendessen war vorbei und wir trafen uns um 19.00 Uhr wieder in der Gruppe, spielten wir das Spiel »Der Blitz schlägt ein«.

Dies geht so: Jemand steht in der Mitte, alle anderen sitzen auf Stühlen um ihn herum. Die Person in der Mitte fragt jeden Mitspieler nach einem Verb. Darauf geht die Person in der Mitte im Kreis herum und versucht, aus allen Verben, die sie sich merken konnte, eine Geschichte zu bilden. Wenn die Person in der Mitte das Verb einer Person auf einem Stuhl gesagt hat, muss diese aufstehen und der Person in der Mitte hinterhergehen. Wenn der Erzähler kei-

ne Ideen mehr hat, sagt er: »Der Blitz schlägt ein«, und alle, die im Kreis herumgehen, suchen sich einen neuen Platz. Die Person, die keinen Platz abbekommt, ist der neue Erzähler. Das Spiel ist sehr witzig, und wir hatten eine Menge Spass. Wir merkten kaum, wie die Zeit verging, denn als wir einen Blick auf die Uhr warfen, war es bereits halb zehn.

Bis zehn, wenn offiziell Nachtruhe ist, plaudern, lesen, spielen wir weiter. Dann heisst es, ab in die Heia; was nicht unbedingt bedeutet, dass wir auch schlafen ...

*Fatima Di Pane und Anja-Rebecca Römisch*

### Mittwoch, 30. Juli 2008

Wie üblich starteten wir mit einem leckeren Frühstück in den Tag. Weder an Nutella noch an Joghurt fehlte es.

Nach einer kurzen Pause versammelte sich die Gruppe der Jüngerer im Raum hinter dem Speisesaal, nennen wir ihn Arbeitsraum. Nach einer kurzen Textbesprechung begann die Schreibzeit. Ich arbeitete an einem Text, der von einem Waisenkind handelte. Die Zeit verging schnell, und schon bald mussten wir uns wieder auf den Weg in den Arbeitsraum machen. Fertige Geschichten warteten darauf, kritisiert zu werden.

Das Mittagessen schmeckte mir auch heute wieder. Es gab Pizzabrote.

Es folgte eine Mittagspause, die ich dazu nutzte, einen Text abzutippen.

In der nächsten Schreibzeit beeilte ich mich sehr, um meine Geschichte über das Waisenkind abzuschliessen. Das

gelang mir gerade noch knapp. In der Kritikrunde las ich sie vor. Mit den Kommentaren der Zuhörer war ich eigentlich zufrieden.

Da jeder schon einen Text den Älteren vorgelesen hatte, stimmten wir ab, wer heute dran käme. Alle heutigen Texte standen zur Auswahl. Meiner und Anjas gewannen die Wahl mit je zwei Stimmen, aber es war sehr knapp.

Da ich schon grossen Hunger hatte, freute ich mich auf das Abendessen.

Die Gemüsesuppe, welche als Vorspeise, aufgetischt wurde, war genauso schmackhaft wie der Aprikosenfladen.

Am Abend redeten wir von passenden Titeln. Titel zu finden fällt mir besonders schwer, deshalb muss ich noch über manches schlafen und überlegen.

Wir redeten noch eine Weile und gingen schliesslich ins Bett. Nachdenklich schlief ich schon bald ein.

*Flavia Mark*

### Donnerstag, 31. Juli 2008

Am Morgen wurden wir um 8.00 Uhr geweckt, und um circa 8.30 Uhr gab es Frühstück. Nach dem Frühstück war wie immer Schreib- bzw. Tippzeit (Text abtippen) bis 11.00 Uhr, darauf folgte die letzte Kritikrunde der Woche, in der wir »Ich und meine Schwester Rosa Teil 9« von Nino und »Die Spur« von Thea kritisierten bzw. lobten.

Danach war wieder Schreib-/Tippzeit. Um 12.30 Uhr besuchte uns Carol Rosa, um mit uns Leseübungen für die Lesung am Abend zu machen. Diese waren hilfreich und

auch teils amüsant. Um 13.30 Uhr gab es Mittagessen, ein Auflauf.

Danach ging es weiter mit den Leseübungen und Tippzeit. Endspurt war angesagt, denn bis um 17.00 Uhr mussten alle Texte fertig getippt sein. Denn dann machten wir uns fertig zum Aufbruch. Wir gingen mit dem Bus nach Bern, wo in der Buchhandlung Stauffacher die Lesung um 18.00 Uhr stattfand.

Wir »Kleinen« lasen zuerst unsere Texte vor, danach waren circa 20 Minuten Pause, in der es Blätterteiggebäcke und Getränke gab. Nach der Pause waren die »Grossen« an der Reihe.

Ich fand, alle hatten gute Texte, die dank Carol Rosa auch gut vorgelesen wurden.

Nach der Lesung gab es noch den Rest der Blätterteiggebäcke, Kuchen und Getränke. An diesem Abend mussten wir schon das erste Mal Abschied nehmen, denn zwei unserer Zimmergenossinnen, Anja und Thea, mussten leider schon nach Hause.

Wir gingen wieder mit dem Bus zurück zum Pfadiheim. An diesem letzten Abend feierten wir noch lange, wir durften so lange aufbleiben, wie wir wollten. Wie lange wir wirklich aufblieben, erwähne ich besser nicht ...

*Katrin Negele*

### **Freitag, 1. August 2008 – Abreisetag**

Nach einem ausgiebigen Frühstück trafen wir uns noch einmal und zum letzten Mal alle zusammen.

Sara las uns eine Geschichte vor, die sie und alle anderen aus der älteren Gruppe geschrieben hatten.

Sie hatten die Geschichte aus den Un-Wörtern und den billigen Phrasen zusammengebastelt, die uns Martin am Anfang der Woche aufgelistet hatte.

Er hatte uns verboten, sie jemals zu brauchen, so war es doppelt so lustig, als sie anfang zu lesen.

Später, als wir alles gepackt hatten, wurden einige Kinder schon bei dem Pfadiheim abgeholt. Nachdem wir uns alle von diesen Kindern verabschiedet hatten, gingen auch wir anderen. Wir fuhren mit dem Tram an den Bahnhof, und dort verabschiedeten wir uns endgültig voneinander. Und nachdem wir einander versichert hatten, häufig zu schreiben und in Kontakt zu bleiben, ging diese lehrreiche und sehr schöne Woche vorüber.

*Ava Slappnig*



## Versunken in die eigene Welt

**16 junge Talente aus der Schweiz – davon 3 aus der Region Bern – nehmen diese Woche in Köniz an einer Schreibwerkstatt teil.**

Von mehr Handlung ist ebenso die Rede wie vom treffenden Wort. Gibt es eine «zauberhafte Zuckervatte»? Oder wäre «klebrig» nicht besser? Und macht es Sinn, von «knusprigen Kartoffelscheiben» zu schreiben, wenn man Pommes Chips meint? Das sind Fragen, welche die 16 Kinder und Jugendlichen umtreiben, die zurzeit im Könizer Pfadiheim Weiermatt einquartiert sind. Die 8 bis 16 Jahre alten Schreibtalente nehmen an einer Werkstattwoche teil, welche die Jugend-Literatur-Werkstatt aus dem Österreichischen Graz mit dem Berner Frauennetzwerk Kultessen in der Schweiz erstmals durchführt. Kommen durfte, wer sich mit Texten beworben und die Organisatoren überzeugt hat.

### Unter Gleichgesinnten

Wer kam, arbeitet hier hart. Nebst Schreibstunden stehen für die 14 Mädchen und 2 Buben jeden Tag mehrere Kritikrunden an, in denen das Geschriebene besprochen wird. Die grösseren Mädchen sitzen im Speisesaal vor ihren Laptops. «Wie sagt man dem Papier, in das man Blumen einpackt?», will eines von den andern wissen. Die Jüngeren haben es sich mit Kugelschreiber und Papier unter einem Baum gemütlich gemacht. Und geniessen es, unter Gleichgesinnten zu sein. «Vorher habe ich noch niemanden kennen gelernt, der auch gerne schreibt», sagt Darja Keller aus Würenlos.



Lieber gemeinsam statt allein im stillen Kämmerlein: Unter dem Baum beim Pfadiheim sind Ideen für neue Geschichten gefragt.

Bild: Andreas Blatter

### Bis in die Nacht

Jedes der Mädchen hat soeben einen Satz gezogen, den ein anderes Kind auf ein Blatt Papier notiert hat. Aus dem Satz soll nun eine Geschichte werden. Auch das Geschrei aus dem nahen Freibad vermag die Mädchen nicht abzulenken. Was sie machen, ist für sie ja auch ihr «Lieblingshobby», wie Darja Keller erklärt. «Hier können wir dieses für einmal den ganzen Tag ausüben.» Oder gar nachts, wie Tina Uhlmann, eine der Leiterinnen, schon festgestellt hat: «Manche Kinder sind so im Schreibrausch, dass sie noch im Bett schreiben.»

LUCIA PROBST

*Berner Zeitung, 31. Juli 2008*

## Ava Slappnig (12), Herrenschwanden

«Ich schreibe, wenn ich Lust habe und keine Aufgaben mehr machen muss. Am liebsten schreibe ich von Hand. Meistens sitze ich im Garten oder an meinem Pult. Ich finde es dhenne guet, wie unsere Leiterinnen hier im Lager das machen. Ich lerne sehr viel. Wenn meine Eltern etwas lesen, sind die weniger kritisch. «Ich bin Max und acht Jahre alt – diesen Satz habe ich heute als Ausgangspunkt für eine Geschichte gezogen. Aber ich habe noch nicht begonnen. Ich lasse mir Zeit, mir etwas zu überlegen. Ich mag es, wenn ich für eine Geschichte eine Vorgabe bekomme. Hier auf Kommando einfach etwas zu erfinden, finde ich schwierig.»



## Meret Hasler (17), Köniz

«Ich habe schon als Kind gerne Geschichten erfunden – auch als ich noch nicht schreiben konnte. Damals habe ich gezeichnet und meiner Mutter gesagt, was sie für einen Text dazu schreiben soll. Als ich schreiben konnte, habe ich sofort die alte Schreibmaschine meiner Eltern in Beschlag genommen, Tiergeschichten hatte ich gerne. Aber auch solche von Elfen und anderen Fantasiewesen. Heute faszinieren mich mehr die Menschen, die zwischenmenschlichen Beziehungen. Dialoge schreibe ich besonders gerne. Oft schreibe ich nur für mich. In meinem Zimmer, wo mich nicht viel ablenkt. Wenn ich Lust zum Schreiben habe, setze ich mich hin. Dann kommt irgendwas. Hier im Kurs ist es für mich vor allem spannend, von andern zu hören, wie sie das machen. Und: Ich kriege ehrliche Kritik.»



Bilder: Andreas Blatter

## André Kummer (16), Seftigen

«Ich bin zwar nicht einer, der schon vor der Schule lesen konnte. Aber später habe Bücher am Laufmeter verschlungen. Meist Detektivgeschichten oder Fantasyromane. Und die Bücher wurden immer dicker. Texte schreibe ich vor allem, wenn etwas passiert, das mich beeindruckt oder beschäftigt. Das Schreiben hilft mir, mehr Klarheit darüber zu gewinnen. Ich erzeuge gerne Stimmung, eine bestimmte Atmosphäre. Auch skurrile Situationen mag ich sehr. Vielleicht beschreibe ich etwas Schlimmes bewusst sehr harmlos. Zum Schreiben brauche ich Ruhe, sonst kann ich mich nicht genug mit meiner Illusion befassen. Hier sitze ich oft draussen an einem Tisch. Meine Texte sind manchmal symbolisch. Oft gibt es versteckt auch eine Moral darin. Wenn sie andere mitbekommen: umso besser. Dass ich hier im Lager fast der einzige Junge bin, stört mich nicht. Das ist typisch: Mädchen schreiben einfach mehr. Und sie schreiben viel mehr über Beziehungen.»



Berner Zeitung, 31. Juli 2008





## **AUTORINNEN UND AUTOREN**

---

Johanna Blindow  
geboren 1992, lebt in Olten

Fatima Di Pane  
geboren 1995, lebt in Oberriet SG

Thea Tina Giger  
geboren 1999, lebt in Basel

Meret Hasler  
geboren 1991, lebt in Köniz-Moos

Sarah Hirzel  
geboren 1991, lebt in Grüningen

Darja Samira Keller  
geboren 1994, lebt in Würenlos AG

Andrea Knecht  
geboren 1992, lebt in Bünzen

Silja Kornacher  
geboren 1990, lebt in Uster

André Kummer  
geboren 1992, lebt in Steftigen

Flavia Mark  
geboren 1996, lebt in Widnau SG

Nino Felice Massera  
geboren 1999, lebt in Igis



Katrin Negele  
geboren 1995, lebt in Triesen (FL)

Anja-Rebecca Römisch  
geboren 1994, lebt in Brig

Vanessa Sadecky  
geboren 1990, lebt in Würenlos

Ava Slappnig  
geboren 1995, lebt in Herrenschwanden

Anna Widmer  
geboren 1993, lebt in Aarau



## INHALT

---

### 3 Vorwort

#### *Schreibzeit Schweiz: 8-13 Jahre*

8	Thea Tina Giger	Vioblaro
11		Die Spur
13		Träume werden wahr
13		Er, er und er
14	Nino Felice Massera	Ich und meine Schwester Rosa
20		Die Party
22		Der Wetterkoffer
24	Katrin Negele	Spielfigur
26		Der besondere Platz
31		Unter dem Lindenbaum
35		Ansichten einer eiteln Schlange im Zoo
37		Der letzte Gedanke
37		Der Club der Verbote
41	Flavia Mark	Louisas Lieblingsgeschichte
45		Die Rivalinnen
51		Bär mit Heimweh
54		Kutschenfahrt in die Vergangenheit
55		Zimmernummer 316
59	Anja-Rebecca Römisch	Hinter der Maske
61		Leere Seiten
62		Sekundenbilder
64		Theodors Wünsche
67	Darja Samira Keller	Zaungast

68	Darja Samira Keller	Verhindert
69		Der Maler
71		Schwarz und Weiss
72		Ein Kind für Ploy
77		Südwärts
79	Fatima Di Pane	Der gelungene Dackel
81		Kuhscheisse und andere Grausamkeiten
83		Zuckerwattenjahre
85		Parallelwelt Papier
86	Ava Slappnig	Farbenblind
90		Goldene Zeiger
92		Betrachtungen einer Kuh
93		Mein Baumhaus
95		Wirkungsvoll
96		Unterwegs, für immer

*Schreibzeit Schweiz: 14-18 Jahre*

104	Andrea Knecht	Fernweh
105		Alexis
110	Silja Kornacher	Vater
114		Fröhliche Weihnachten
122		Einfach fliegen
126	Anna Widmer	Nur ein Tag
130	André Kummer	Leuchtturm
132		Unglücksrabe
137	Vanessa Sadecky	Verfolgt
139	Sarah Hirzel	Archand
149	Meret Hasler	Unter dem Fenster

155	Meret Hasler	Wüstensand
164	Johanna Blindow	Zugromantik
169		Klatschmohn

177 *Werkstatt-Tagebuch Schreibzeit Schweiz 8-13 Jahre*

186 *Pressebericht der Berner Zeitung vom 31. Juli 2008*

191 *Autovinnen und Autoren*



